

Das Bollwerk

F. M. Schmidt, v. 55/56



Universitätsbibliothek
Göttingen

Heimkehr. — Kolberger Fischerboot am Hafen

Aufn.: Agathe Lindner

STETTIN
M A R Z 1 9 4 1

PREIS 40 PF.
HEFT 3 / 12. JAHRGANG

Aus dem Inhalt

Seite

Die Gefahr für Schweden / Von Felix Munin, Kopenhagen	41
Der Heimatgedanke als Grundlage einer deutschen Lebens- und Weltanschauung / Von Professor Dr. Friedrich Solger	42
Die Buchheide, ein Landschaftsschutzgebiet / Von Ernst Holzfuß	46
Sanssouci - ein pommerscher Gedanke / Von Professor Dr. Rania	47
Die pommersche Fischverwertungs-Genossenschaften / Von Dr. Ernst Seer ..	48
Ein pommerscher Maler der Goethezeit / Von Dr. Otto Holze	50
So leben sie unter uns / Von Franz Schröder	52
Die Fischer von Börshop / Von Robert Seitz	53
Kulturleben in Pommern	55
Reichspommernbund	58

FELDMÜHLE

WERKE:

Werk Arnsberg · Werk Berolina, Zellglas-Verarbeitung · Werk Cosse · Werk Flensburg
Werk Hillegossen · Werk Hohenkrug · Werk Koholyt-Lülsdorf · Werk Koholyt-Wesseling
Werk Krause & Baumann, Heidenau · Werk Oberlahnstein · Werk Odermünde · Werk
Reisholz · Werk Sackheim · Werk Uetersen

ERZEUGNISSE:

Holzfreie und holzhaltige Druckpapiere aller Art · Kunstdruck- und Chromopapiere · Normalpapiere · Schreib-, Schreibmaschinenpapiere und -Kartons · „Feldmühle Special-Bank-Post“
Tapeten-Rohpapiere · Einseitigglatte Zellstoffpapiere aller Art · Spinnpapier · Pergamentersatz · Echt Pergament · Krepp-Papiere für Technik und Hygiene · Chromo- und Kunstdruck-Kartons · Holzkartons · Graukartons · Chromoersatzkartons · „Heliozell“, das glasklare Zellglas der Feldmühle · Zellstoffwatte · Ferner: Weißer Fichtenzellstoff, Sulfit-Zellstoffe, gebleicht und ungebleicht, auch Edelzellstoffe · Chemikalien · Elektrokorunde · Schleifmittel

FELDMÜHLE

PAPIER- UND ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT

STETTIN-ODERMÜNDE

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

12. Jahrgang / Heft 5
Stettin / März 1941



am 18.9.38

Die Gefahr für Schweden

MEHR ALS DIE HALFTE VON SCHWEDENS BEVÖLKERUNG IST VERSTÄDTERT

Will man eine Übersicht über die bevölkerungspolitische Entwicklung eines Landes gewinnen, dann findet man die beste und zuverlässigste Wegleitung in den zahlreichen Jahrgängen der reichsstatistischen Jahrbücher des betreffenden Landes. Für Schweden werden diese Angaben durch eine interessante neue schwedische Buchveröffentlichung „Hur den svenska landsbygden avfolkes“ von Professor Erland v. Hofsten wesentlich vertieft und erweitert. Das hier dargelegte Material wirkt erschütternd, tief erschütternd durch die Tatsache, daß die Entvölkerungsgefahr für Schweden drohend heraufzieht.

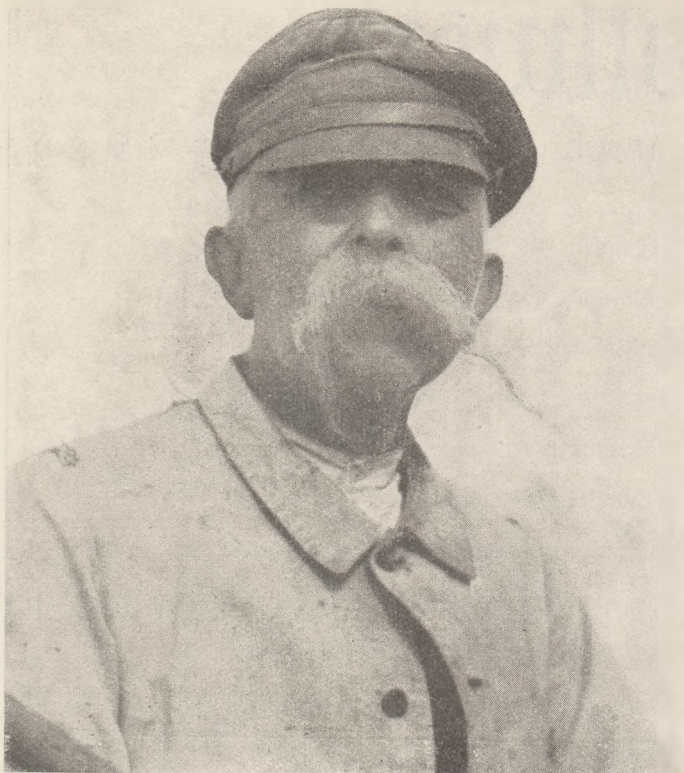
Zunächst bringt die schwedische Veröffentlichung die ebenso bedauerliche wie überraschende Tatsache und Wahrheit, daß (nach der Statistik von 1939/40) heute mehr als die Hälfte von Schwedens Bevölkerung in Städten wohnt. Von Schwedens 6,3 Millionen Einwohnern wohnen jetzt 3,4 Millionen in Städten und in stadtähnlichen Ortschaften und nur 2,9 Millionen auf dem eigentlichen Lande. Im Jahre 1800 wohnten von Schwedens 2,4 Millionen Einwohnern 2,2 Millionen auf dem Lande und nur 0,2 Million in Städten. Noch im Jahre 1880 wohnten 3,7 Millionen Einwohner auf dem Lande und nur 0,9 Million in Städten. Um die Jahrhundertwende beginnt aber Schwedens Bevölkerungsentwicklung kritisch zu werden, denn im Jahre 1900 wohnen von Schwedens 5,1 Millionen Einwohnern 3,5 Millionen auf dem Lande, aber schon 1,6 Million in den Städten. Im Jahre 1920 ist Schwedens Landbevölkerung von 3,7 Millionen Einwohnern auf 3,2 Millionen zurückgegangen, während gleichzeitig die Stadtbevölkerung auf 2,7 Millionen gestiegen ist.

Ungefähr um das Jahr 1930 herum halten Stadt und Land sich die Waage. Die katastrophale Entwicklung setzt sich unaufhaltsam fort, und 1939/1940 überwiegt in Schweden die Stadtbevölkerung mit 3,4 Millionen Einwohnern gegenüber 2,9 Millionen auf dem Lande. Aus einem ausgesprochenen Bauernlande mit kaum dem zehnten Teile der Bevölkerung in Städten ist im Laufe eines guten Jahrhunderts ein Land mit überwiegend städtischer Bevölkerung geworden. So ist Schweden das typische Beispiel der erschütternden Tragödie einer rasch fortschreitenden Entvölkerung des Landes.

Die Landflucht ist Schwedens Schicksal. Das besonders Tragische im Falle Schweden ist die Tatsache, daß vom Jahre 1880 ab ein rapider und dauernder Rückgang der Landbevölkerung festzustellen ist, nämlich von 3,7 Millionen Einwohnern im Jahre 1880 auf 2,9 Millionen Einwohner im Jahre 1940. Das heißt also, daß Schwedens Landbevölkerung sich im letzten halben Jahrhundert fast um eine Million verringert hat, während Schwedens Stadtbevölkerung im gleichen Zeitraum um 2,5 Millionen Einwohner gestiegen ist. Das platte Land hat also in Schweden seit 150 Jahren die drückende Last einer falschen Bevölkerungspolitik tragen müssen.

Die Stärke der Abwanderung vom Lande ist in erster Linie von den jeweiligen Wirtschaftskonjunkturen abhängig. In den Jahren der Hochkonjunktur der schwedischen Wirtschaft 1927/28 und 1929 stieg die Abwanderung vom Lande von 21 000 auf jährlich 29 000 Einwohner. Die Jahre 1930/31 bringen sinkende Wirtschaftskonjunktur und demzufolge einen Rückgang der Abwanderung vom Lande auf 20 000 Einwohner jährlich. Die Jahre 1932/33 sind die ausgesprochenen Depressionsjahre der schwedischen Wirtschaft, es sind die sogenannten „Kreuzerjahre“. Die ländliche Abwanderung sinkt auf 7000 im Jahre 1932 und im Jahre 1933 sogar auf 4000. Es folgen jetzt Jahre aufsteigender Wirtschaftskonjunktur in Schweden. Damit steigt die ländliche Abwanderung stark und rasch, nämlich von 13 000 im Jahre 1934 auf über 32 000 im Jahre 1937. Das Jahr 1937 ist das Jahr der höchsten Abwanderung vom Lande. In den darauffolgenden Jahren bis 1940 hält sich die Abwanderung vom Lande auf rund 30 000 jährlich.

Prof. von Hofsten führt in seiner Veröffentlichung aus, daß die Wirkungen des gegenwärtigen Krieges ihren Einfluß auf die Zusammenlegung der Bevölkerung Schwedens auszuüben beginnen. Eine Abwanderung aus den Städten und stadtähnlichen Ortschaften hat in der zweiten Hälfte des Jahres 1940 bereits eingesetzt und setzt sich im Jahre 1941 weiter fort. Es ist anzunehmen, daß diese Rückwanderung nach dem Lande in dem Grade zunehmen wird, wie die Lebensmittelverknappung in den Städten sich bemerkbar macht. Erfahrungsgemäß ist aber eine solche Rückwanderung nach dem Lande nur eine vorübergehende Erscheinung, und der schwedische



Alter Bauer aus Südschweden

Nach: Mauritius

Verfasser wird wohl recht behalten mit seiner Auffassung, daß das triste Kapitel der Entvölkerung des schwedischen Landes noch nicht zu Ende ist, daß seine tragische Auswirkung erst erfolgt.

Professor von Hofsten weist darauf hin, daß die Entvölkerung des Landes noch dadurch besonders verhängnisvoll wird, daß weit mehr Frauen als Männer vom Lande in die Stadt ziehen. Von Frauen im Alter von 15 bis 20 Jahren sind gut doppelt so viele wie Männer in die Stadt abgewandert. Das gleiche gilt für Frauen im Alter von 20 bis 25 Jahren. Von den Frauen im Alter von 25 bis 30 Jahren sind ebenso viele wie Männer in die Stadt abgewandert. Der schwedische Bevölkerungspolitiker bemerkt in seinem Buch hierüber u. a.: „Der Frauenmangel auf dem Lande ist schon für Schweden ein verhängnisvolles Problem geworden. Die nächste und unmittelbare Folge davon ist, daß die jungen Leute auf dem Lande keine Frau finden können. Die Kinderzahl auf dem Lande sinkt unnötig stark. Eine entsprechende Steigerung der Kinderzahl in den Städten steht dem nicht gegenüber. In den schwedischen Städten ist nämlich der Frauenüberschuß so groß, daß eine große Anzahl von Frauen überhaupt unverheiratet bleiben muß. . . Hier stehen wir in Schweden einem wirklich großen Problem gegenüber, und die richtige Lösung der Frage wird außerordentlich schwierig sein. . .“

Der schwedische Verfasser deutet dann einige Maßnahmen zur Bekämpfung der Landflucht an. Man könnte es gut als ernst auffassen, wenn er sagt, daß das einzige radikale Mittel das wäre, daß alle zu den Städten zuwandernden Frauen am Stadttor einen hohen Zoll zahlen müßten. Aber ganz abgesehen von solchen Vorschlägen muß hier doch festgestellt werden, daß mit einfachen und primitiven Mitteln der Gefahr der Entvölkerung Schwedens nicht zu steuern ist. Die Landflucht ist ein völkisches Problem und kann nur beseitigt werden, wenn die wirklichen und tiefen Ursachen der falschen völkischen Politik restlos beseitigt werden.

Felix Munin, Kopenhagen.

PROF. DR. FRIEDRICH SOLGER:

Der Heimatgedanke als Grundlage einer deutschen Lebens- und Weltanschauung

Nicht von dem Zartem und Reichem der Heimat wollen wir heute reden, sondern vom Nachdenken über sie.

Der Heimatgedanke als Gedanke ist eine sehr junge Erscheinung; denn wir denken im tätigen Leben nur nach über das, was gefährdet ist und dadurch unsere Sorge auf sich zieht. Die deutsche Heimat aber hat uns ihre Kräfte aus ihrem unererschöpflich scheinenden Born immer so selbstverständlich geboten, und wir haben sie so unbewußt entgegengenommen, daß wohl Heimatliebe und Heimatgefühl im deutschen Volke bis in die Vorzeit zurückreichen, nicht aber der Heimatgedanke. Ja, wir werden uns noch der Frage zuwenden müssen, ob der Gedanke überhaupt dem Heimatleben gerecht werden kann, ob nicht viel tiefere Quellen unseres Wesens in den Dienst der Heimat gestellt werden müssen und ob wir nicht diese Heimat

selbst vielleicht gar gefährden, wenn wir allzu bewußt denkend an sie herantreten.

Zu beiden Fragen muß ich Stellung nehmen, wenn ich von dem Kernpunkt meiner Arbeit sprechen soll. Die erste Frage lautet: Was bedeutet der Heimatgedanke für unser Denken und damit für unser Unterrichtswesen von der Volksschule bis zur Hochschule?

Die zweite Frage aber heißt:

Was bedeutet die gedankliche Durcharbeitung unserer Heimatbindungen für die lebendige Heimat selbst?

Diese Fragen will ich nicht zeitlos betrachten. Denn wir durchdenken sie nur, um uns für den Kampf zu klären und zu stärken. Der Kampf aber, der uns aufgegeben ist, verlangt, daß wir das Kampffeld in seiner unerbittlichen Gegenwärtigkeit ins Auge fassen.

Die Lage, in der wir kämpfen, möchte ich kurz kennzeichnen als die des immer stärker erzwungenen Überganges von der Abergelieferung zur Planung. Planung ist Wille; aber sie fordert Kenntnisse. So wurde das Zeitalter beginnender Planung dasjenige der Aufklärung, des Denkewollens. Seit zwei Jahrhunderten fühlen wir ihre Wirkung, und es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, die sich aus deutschem Herzen heraus gegen sie aufgelehnt haben. Aber wir haben nicht die Wahl, sie abzulehnen, sondern müssen sie durchkämpfen; denn ihre unabweisbare Grundforderung lautet nach Rants Wort: Habe den Mut, dich deiner Vernunft zu bedienen! Und diese Vernunft muß fragen, wo unsere Verantwortung liegt, denn aus ihr gilt es, das Leben zu gestalten. An den Willen zur Verantwortung will ich die Antwort auf

die Frage knüpfen, welche Stellung der Heimatgedanke in unserem Unterrichts- und Erziehungswesen beansprucht.

Die deutsche Universität hat im neunzehnten Jahrhundert glänzende Ruhmesblätter systematischen Fortschritts aneinander gereiht. Die beiden großen Erntefelder deutscher Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert, die Naturwissenschaft und die Geschichtswissenschaft, haben dem Dritten Reiche wichtige Hilfsmittel bereitgestellt. Aber der große Gedanke der „Universität“, der Gemeinbürgerschaft ihres Lehrkörpers für die Erziehung zu bewußter Verantwortung, litt darunter, und die Gefahr wurde immer größer, daß nur noch ein räumlich zusammengehaltenes Bündel von Fachschulen zurückblieb; denn die Fortschreitenden zerstreuten sich wie ein erobertes Heer, das die Führung in sich und mit der Heimat verliert.

Die Kräfte, die die Universität ausbildete, drängen weit vor in das Land der Erkenntnis, aber schufen damit keinen neuen Lebensboden für ihr Volk, und doch beruht darauf die Voraussetzung für dauernd fruchtbare Weiterarbeit. Nur bedarf es dazu eines starken und opferbereiten Bindigliedes, und das ist der Lehrer, dem deshalb hoffentlich die Ausbildung an der Universität erhalten bleibt, aber in eigengesetzlichem Bildungsgange, der Lehrer, dem erst das

neunzehnte Jahrhundert seine Aufgabe in ihrer ganzen Größe gestellt hat: Neugut der Erkenntnis in fruchtbares Volksgut umzuwandeln und dadurch die heimische Aberglieferung planvoll zu bereichern. Diese verbindende Aufgabe zwischen fortschreitender Erkenntnis und fortwachsendem Volk verbindet auch den ganzen Lehrerstand von der Volksschule bis zur Hochschule zu einer Kette, in der es keine Lücken geben darf. Kein Lehrplan, sondern nur dieser Lehrerstand gewährleistet die Einheit der nationalen Erziehung in unseren Schulen und bahnt uns den Weg zu jener wahrhaft völkischen Schule, für die ich in Gemeinschaft mit Lehrern aller Schularten in dem früheren Bunde völkischer Lehrer zu wirken versucht habe. Ein Glied eines solchen Lehrstandes selbst zu sein, schwebte mir als Wunschbild vor. Um zu erkennen, was sich an gedanklichem Neugut als fruchtbares Volksgut bewahren könne, brauchte ich die Verbindung von Universitätsarbeit und Volkshochschularbeit. Aber aus demselben Grundsatz folgte auch, daß eine solche Volkshochschule nicht eine verkleinerte Ausgabe der Universität sein könnte, sondern ihrem eigenen Gesetze folgen mußte, die Verantwortungsfähigkeit derer zu stärken, die durch diese Schule gingen. Dort durfte die Zersplitterung der Fächer nicht einreißen. Dort mußte vielmehr der Gedanke

der Gemeinbürgerschaft, die gemeinsame Verantwortung für das Heimaterbe, der Prüfstein sein, an dem sich aller Unterricht bewährte. Mit Bewußtsein haben wir diesen Gedanken in der Arndthochschule zum alleinigen Leitsatz gemacht; und ich freue mich des Verständnisses, das er in wachsendem Maße auch in der Volkshochschule Groß-Berlin findet. Ist er aber richtig, dann muß er zurückzündend auch die Lehrerausbildung an unseren Hochschulen ergreifen, und die Frage, die mich seit der Heimkehr aus dem Fernen Osten und aus dem Weltkriege besonders ernst beschäftigt hat, war die: wie erfüllst du deine Forschungs- und Lehraufgabe als Hochschullehrer so, daß du das geistige Neugut, das deinem Fache zuwächst, auch als brauchbares Volksgut an die künftigen Lehrer weitergibst, die deine Vorlesungen hören?

Daraus erwuchs zunächst die Forderung, meine wissenschaftlichen Bücher so zu schreiben, daß jeder ernststrebende Volksgenosse sie verstehen konnte, d. h. sie deutsch zu schreiben und nicht in einer Gelehrtensprache. Aber ich habe immer mehr Freude am lebendigen Vortrage gehabt als am Bücherschreiben, und da war die zweite Forderung die, mein Einzelfach, die Erdgeschichte, einzugliedern in das große Wissen um die Heimat, das ich als Ziel der gedanklichen Lehrerausbildung für



Der ostpommersche
Landrücken

Zeichnung: Wolf Marzahn

alle Schularten vor mir sah. Sollte das mit Verantwortung geschehen, dann bedurfte es einer systematischen Unterteilung, und doch durfte nicht ein neues Fach entstehen, das die Zersplitterung vermehrte. Es galt gleichsam ein Bezugssystem aufzubauen, innerhalb dessen der Fachforscher sich der Stelle bewußt werden mag, an der seine Erkenntnisse für die Heimatkenntnis als Ganzes stehen.

Das habe ich versucht in meinen Vorlesungen über Heimatkunde als Forschungs- und Lehraufgabe. Der Grundsatz dieses Bezugssystems läßt sich in drei Kennworte fassen: Bild, Arbeit, Geschichte. Die Fruchtbarkeit unserer geistigen Durchbildung für unser Heimatleben beruht darauf, daß wir das Tatsächliche der Heimat mit geschultem Auge und offener Seele in seinen Einzelzügen, wie in seinen Zusammenhängen, sehen lernen. So gilt es ein eheliches und willenweckendes Bild der Heimat zu gewinnen.

Zu einer Zeit, als noch jeder in seiner Jugend von selbst ein geschlossenes Bild der Heimat in sich aufnahm, mochte man die Sorge für eine höhere Bildung mit dem Hinausgehen über die Heimat beginnen, mit dem Erlernen einer fremden Sprache. Aber jener Unterbau fehlt heute, vor allem dem Großstädter. Er nimmt, sich selbst überlassen, Trümmer aus aller Welt in sich auf, aber kein Heimatbild. Da ist es Aufgabe der Schule, dies geschlossene Bild der Heimat anzulegen. Niemand hat ein sittliches Recht, den Blick in die Ferne zu richten, wenn er nicht die Grundzüge des Heimatlebens zuvor in sich aufgenommen hat.

Es würde zu weit führen, wenn ich ausführlich begründete, was ich in diesem Zusammenhang auf dem Herzen habe. Wer

meiner Arbeit nahegestanden hat, der weiß, wie ich immer die Wanderung als Grundform der Einführung in die Heimat und die Zeichnung als Vermittlerin zwischen Lehrer und Hörer betont habe. Es kommt auf die Bereitschaft des Wissenden an. Der Schüler soll im Ernstfall nicht gleichsam ein Buch in sich aufschlagen, sondern ein inneres Bild anschauen, das ihm mit einem Blicke die wesentlichen Zusammenhänge bewußt macht.

Das ist die erste Leitlinie. Der Wille aber, der dadurch geweckt werden soll, ist der Wille zur Mitarbeit. Dazu gilt es das Kräftefeld der Heimat zu verstehen und die Arbeit dieser Kräfte als fördernd oder hindernd zu begreifen. Was an Kräften in das Kräftefeld der Heimat eindringt, muß nach anderen Grundsätzen bewertet werden, als was von ihr ausgeht. Das Heimatentsprossene müssen wir abwehren, wenn wir es nicht der Heimat dienstbar machen können. Und um das zu können, gilt es vor allen Dingen, die Kräfte der Heimat selbst und die Gesetze, nach denen sie Neues aufnehmen kann, zu kennen.

Hier klappt heute die größte Lücke in unserer Heimatkenntnis. Sie hat noch nicht das volle Verständnis für die Heimatwirtschaft gefunden, aber auch umgekehrt. Denn unser Heimatschutz darf nichts anderes sein als die Sorge des pflichttreuen Haushalters für ein weitschauendes Wirtschaften mit den Kräften der Heimat, und echte Wirtschaft darf nichts anderes sein als ein Sorgen um die Erhaltung und Förderung der Heimat. Nur darf man sich nicht mit dem Denken in Geld begnügen, sondern muß zum Denken in Lebenswerten vordringen.

Wir wissen, daß wir nur leben, weil die Erbfette von unseren Vorfahren zu uns nie abgerissen ist, und wir wissen, daß, wo sie einmal reißt, der Völkertod die Folge ist. Darum ist die Erbbindung an das deutsche Leben der Vergangenheit, an die Heimat, uns nun das eigentliche Heiligtum, um das wir uns sammeln. Unsere Zeit stellt uns vor Aufgaben, vor denen das deutsche Volk noch niemals stand, führt uns in Gefahren, denen es noch niemals ausgesetzt war. So verlangt sie auch neue Lösungen von uns. Aber, ob wir unsere Aufgabe gelöst haben, wird sich daran zeigen, ob wir deutsche Heimat als Mutterboden lebenverbürgender Überlieferung wehrhafter und erbsicherer in die Zukunft hinüberzuführen wissen.

So sehen wir ein Ziel neu vor uns. Aber es ist nicht ein wirklich neues Ziel unseres Lebens, sondern nur das Bewußtwerden der Bahn, die uns durch alle Vergangenheit dort geführt hat, wo unsere Vorfahren wahrhaft vorwärts kamen. Die Frage aber, die sich daraus erhebt, ist diejenige, die wir als zweite Frage uns gestellt haben: Was bedeutet die gedankliche Durcharbeitung unserer Heimatbindungen für die lebendige Heimat selbst?

Gibt es einen Heimatgedanken, oder ist es nicht vielmehr das Gefühl, durch das die Heimat zu uns spricht? Gefährden oder zerreißt wir nicht die feinen Wurzelfäden, mit denen wir der Heimat verbunden sind, wenn wir das Verhältnis zu ihr in ein bewußt gedankliches umwandeln wollen?

Wäre dies wirklich unsere Absicht, dann wären wir selbst gewiß die schwerste Gefahr für die Heimat; denn wer das Heimatgefühl durch eine Verstandesüberlegung, die Treue gegen die Heimat durch Klugheitsrückzichten



Herbstsonne
über Ostpommern

Zeichnung: Wolf Marzahn



In der Buchheide: Der schwarze See

Aufn.: Werner Straube

ersehen will, der handelt so, als wollte er an die Stelle eines lebendigen Menschen ein Räderwerk setzen; aber das ist auch nicht der Sinn des Heimatgedankens. In einem wirklich klaren Gedanken liegt niemals eine Gefahr, denn es gehört zu dessen Wesen, daß er auch klar die Grenzen seines Rechtes sieht. Wir stehen vor der Heimat nicht wie der Künstler vor dem Marmorblock, der aus ihm gestaltet, was er im Sinne trägt, sondern wir stehen vor einem lebendigen Wesen, dessen Pulse nach eigenen Gesetzen schlagen und nicht nach den Gesetzen, die wir geben könnten.

Damit wir uns dieser Stellung zur Heimat immer bewußt bleiben, habe ich es für eine entscheidende Forderung gehalten, daß wir uns über die Eigentümlichkeit der Kräfte der Heimat klar würden. Wer inneren Anteil an meiner Arbeit genommen hat, dem brauche ich nur mit wenigen Worten ins Gedächtnis zu rufen, daß ich meine Betrachtung auf die Unterscheidung von Reimkräften und Schlagkräften gegründet habe. Alle Kräfte sind, wenn wir sie einzeln betrachten, Schlagkräfte, d. h. ihre Wirkung geht auf eine Veränderung ihres Wirkungsfeldes aus, und je stärker ändernd sie eingreifen, um so größer nennen wir sie. Reimkräfte aber, Kräfte, wie wir sie wirken sehen in jedem keimenden Samenkorn, in jedem wachsenden Menschen, wie sie aber tätig bleiben, auch wenn das Wachstum beendet ist, solange das

Leben währt, solche Reimkräfte können wir überhaupt nicht messen, sondern nur werten, denn ihre Bedeutung liegt darin, daß sie eine bestimmte Art des Lebens erhalten, gegen jede gefährdende Veränderung durch Schlagkräfte verteidigen.

Wenn ich gesucht habe, die Schlagkraft durch den Pfeil zu verfinnbildlichen, dann habe ich für die Reimkräfte immer das Bild des Ringes gewählt. Der Pfeil hat ein Ziel außer ihm, der Ring verbindet eine Kette von Pfeilen so, daß sie in sich zurüchläuft. In jedem einzelnen Lebewesen vollzieht sich der Kreislauf dieses Ringes, indem die Arbeit des Lebens vor allem darin besteht, die Voraussetzungen zur Weiterarbeit zu schaffen, und nur solange dieser Ring geschlossen ist, bleibt das Leben gesichert.

Aber der einzelne ermattet doch allmählich, und seine Kräfte verrinnen in die Umwelt. Nur der Ring der Blutgemeinschaft, in der sich das Leben immer nach demselben Gesetz erneuert, nur raffisch gefestigtes Heimatleben, kann dauernd die Reimkräfte tragen. Keine menschliche Kunst und Wissenschaft hat es bisher vermocht, diesen in sich geschlossenen Ring der Reimkräfte aus einzelnen Schlagkräften zusammenzusetzen. Wir wissen, daß wir kein Leben aus Leblosem herstellen können, sondern daß nur das Leben sich selbst erneuern kann. Der Ring der Reimkräfte, den ich als Sinnbild wählte,

ist gleichsam jener Wanderring Wodans, der Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht gleiche Ringe abtropfen; aber auf keinem anderen Wege können diese Tochterlinge entstehen. Alles Leben ist an den Erbgang gebunden, und dieser Erbgang hat uns ohne Wissenschaft bis hierher geführt. Wir wollen nicht vorlaut diese wunderbare Kraft durch Besserwisserei ersetzen, sondern wir wollen nur sorgen, daß sie uns erhalten bleibt. Darum ist der Ahnen Sitte uns die Grundlage auch unseres Lebens, denn nicht auf der Überlegung, sondern auf dem Beispiele der Tüchtigen ruht die erzieherische Kraft der Heimat. Seit Menschengedenken setzt man in ihr fort, was die Eltern taten, soweit nicht neue Aufgaben zur Änderung drängten. Die Überlieferung ist das einzige Überzeugungsmittel der Heimat.

Gerade das schafft dem Heimatgedanken eine schwere Stellung, denn auf der einen Seite wenden heimatgebundene Kräfte selbst ein, es bedürfe unseres Eingreifens nicht, es sei bisher auch ohne das gegangen. Auf der anderen Seite werfen vorwärtsdrängende Kräfte in unserem Volke uns vor, wir wollten vergangene Zeiten künstlich erhalten. Nur wenn beide Vorwürfe zu Unrecht erhoben werden, ist der Heimatgedanke im Recht. Er soll nicht schulmeisternd vor die Heimat treten und ihr vorschreiben, wie sie zu sein hätte; sondern er soll ehrfürchtig sich ein-

fühlen in die Gesetze unseres Erbwesens. Aber er soll nicht alles Ererbte für wesenhaft halten. Alles Leben ist geerbt, aber nicht alles Geerbte ist Leben.

Der Kern des Heimatgedankens ist der, unsern Erbbesitz immer wieder zu prüfen nach seiner Bedeutung für unser Erbwesen. Der Heimatgedanke sieht nicht rückwärts, sondern er greift rückwärts, um festzuhalten, was wir nicht entbehren können; aber sein Blick greift vorwärts, will nur der Zukunft unseres Volkes dienen, und er weiß, daß das nur mit Erbkräften möglich ist. Nicht das Heimatgefühl treibt uns, sondern das Heimatgewissen. Und dieses Gewissen fordert von

uns, daß wir an unersehblichem Erbe zähe und gegen jede Versuchung festhalten, daß wir aber neuen Gefahren gegenüber auch neue Kampfformen finden. Denn das ist der Sinn aller gesunden Anpassung im Leben, daß dieses Leben seine Kampfform der Kampfaufgabe anpasse, nicht aber, daß es sein Wesen weich mache wie einen Teig, der gleichsam in den Fugen der Wirklichkeit ein geduldiges Dasein führen könnte.

Wer die Jahre vor dem Kriege erlebt hat, erinnert sich noch der Notschreie deutscher Wirtschaftszweige, die durch billige Einfuhr erdrückt wurden. Der Heimatgedanke mahnt uns, daß wir wohl im Ringe des Volkes den

Austausch stärken dürfen, wenn das sittliche Bewußtsein der sozialen Zusammengehörigkeit im gleichen Maße gestärkt wird, daß wir aber den Austausch mit dem Auslande nicht einfach als bequemem Ersatz für eigene Arbeit wählen dürfen, weil der Ring unserer Kräfte zu zerreißen droht, wenn wir statt eigener Kräfte beliebige fremde dazwischen schieben.

Wenn uns entgegengehalten wird, daß solche Entwicklungen sich nicht rückgängig machen ließen, so erscheint mir das etwa so, als ob man sagen wollte, ein Kranker ließe sich nicht wieder gesund machen. Aber freilich genügt in der ersten Krankheit die Arznei allein nicht; sondern der Wille zur Gesundheit und der Glaube an die Kraft dazu wird das Beste tun müssen. So ist's auch mit dem Willen zur Heimat und mit dem Glauben an sie. Dieser Glaube kann uns nicht erschüttert werden dadurch, daß uns verlockende Erleichterungen des Lebens von allen Seiten angeboten werden, die niemals aus der Heimat stammen. Der Heimatgedanke will das Leben nicht leichter machen. Er weiß, daß er es erschwert, aber ihm dauernden Sinn gibt. Er warnt uns, daß wir uns nicht an die Gegenwart verlieren, sondern sie nur als das Kampffeld werten, auf dem um die Zukunft gekämpft wird.

Die Buchheide - ein Landschaftsschutzgebiet

Wer in normalen Zeiten an einem schönen Sommertage, an einem Sonntagmorgen, gesehen hat, wie zu Hunderten, selbst zu Tausenden die Bewohner Stettins in den Waldungen der Buchheide Erholung und Entspannung finden, der kann sich einen Begriff davon machen, was für sie dies Gebiet bedeutet. In diesem Laub- und Nischwald tauchen die zahlreichen Menschen unter, die den stillen Waldfrieden genießen und das ewige Walten der Natur auf sich wirken lassen.

Von der Finckenwalder Höhe schweift der Blick über die Stadt, hinüber auf die Hänge des Julo, über das Meffenthiner Waldgebiet, über den Oderstrom mit der weiten Fläche des Dammschen Sees, über die teilweise aus dem Waldesgrün lugenden Ortschaften bis zu den Türmen von Gollnow. Und fährt man nach Podesuch, gewahrt man in der Ferne das türmereiche Garz, die Höhen des Schreys, den sagenumwobenen Burgberg bei Unterschönigen, die Reichsautobahn mit dem prächtigen Blick bei Zahden, die Höhe oberhalb des Ortes, die den höchsten Punkt südlich der Stadt darstellt und einst von einer Windmühle gekrönt war, bis nach Pommerensdorf. Auch der Südrand hat mancherlei lohnende Ausblicke, z. B. die Küsterhöhe oberhalb des Gr. Pähnickssees. Doch auch die Pfade im Walde sind mit ihren Tiefen und Höhen, ihren prachtvollen



Kirche im Rundlingsdorf Reckow

Aufn.: Werner Straube



In der Buchheide: Die Plöne in Jeseritz

Aufn.: Werner Straube

Baumbeständen und mit ihren alten Bäumen und mehrfachen Großsteinen schön. Wir merken es deutlich, daß wir uns im mittelpommerischen Landrücken befinden.

Und dieses schöne Stückchen Heimaterde ist Landschaftsschutzgebiet geworden. Es umfaßt die beiden Forstämter Podesuch und Mühlenbeck samt ihren ganzen Waldbeständen von der Oder bis hinter Mühlenbeck, Kolbäck, Neumark und Glien. Außer den Naturschutzgebieten erfaßt das Reichsnaturschutzgesetz noch solche Landschaftsteile, die den Voraussetzungen der Naturschutzgebiete nicht entsprechen, jedoch zur Zierde und Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Solche schönen Landschaftsgebiete werden dadurch gesichert, daß sie durch Eintragung in die Land-

schaftsschutzkarte den behördlichen Schutz finden. Es ist nicht gestattet, in die durch rote Umrandung kenntlich gemachten Landschaftsteilen der Karte Veränderungen vorzunehmen, die geeignet sind, die Natur zu schädigen, den Naturgenuß zu beeinträchtigen oder das Landschaftsbild zu verunstalten. Unter das Verbot fallen die Anlagen von Baumwerten aller Art, von Verkaufsbuden, Zelt- und Lagerplätzen, Müll- und Schuttplätzen sowie das Anbringen von Inschriften und dergleichen, soweit letztere nicht auf behördliche Veranlassung oder durch den Buchheideverein angebracht werden. Verboten ist auch das übermäßige Abpflücken und Abreißen der Pflanzen. Unberührt bleiben die von dem Landforstmeister genehmigten oder angeordneten forstwirtschaftlichen

Maßnahmen und die sonstigen wirtschaftlichen Nützlichungen, sofern diese dem Zweck dieser Verordnungen nicht widersprechen. Nach wie vor bleibt die Buchheide das eigentliche Ausflugsziel der Stettiner Bevölkerung.

Auch der „Binower See und angrenzende Landschaftsteile“ sind dem Schutze des Reichsnaturschutzgesetzes unterstellt worden. Das Gebiet umfaßt außer dem See die ganze Waldecke vom Binow-Klebower Wege bis über die Binower Spitze bis an den Weg Klütz-Binow hinaus, geht an der Hitler-Jugendherberge vorbei und grenzt an den Weg von Binow nach Klebow. Hier werden namentlich die schädigenden Einflüsse auf die Landschaftsgestaltung zu unterbinden sein.

Holzfuß.

STADTHISTORIOGRAPH PROF. DR. HANS KANIA :

Sanssouci - ein pommerischer Gedanke

DIE HERKUNFT DES SCHLOSSNAMENS SANSSOUCI

Es gibt eine allbekannte Anekdote über den Namen Sanssouci, die uns Nicolai überliefert: Friedrich soll, auf die Graft östlich vom Schlosse deutend, zum Marquis d'Argens geäußert haben: „Quand je serai là, je serai sans souci!“ (Wenn ich dort sein werde, werde ich sorgenfrei sein.) Eine derartige Äußerung ist nicht unmöglich, aber das Potsdamer Lustschlößchen kann seinen Namen nicht von dieser gelegentlichen Bemerkung herleiten. Am 24. März 1737 nämlich sagt der damalige Kronprinz Friedrich schon in einem französisch geschriebenen Brief an Grumbkow: „Je pars pour retourner à Rheinsberg, c'est mon Sans-Souci!“ (Ich kehre zurück nach Rheinsberg, das ist mein Sanssouci.) Das aber war sieben Jahre vor den ersten Anlagen zu einem Weinberge bei Potsdam. Das Wort Sanssouci erscheint in jener Briefstelle als ein dem Kronprinzen schon geläufiger Begriff. Wie ist diese auffallende Tatsache zu erklären?

Nach französischem Sprachbegriff bedeutet sans souci soviel wie sorglos, unbekümmert. Wenn Rheinsberg vom König als sein Sanssouci bezeichnet wird, so kann aber mit dieser Bezeichnung nur ein durch ein Hauptwort ausgedrückter Begriff gemeint sein, den Friedrich in seiner Weise für den französischen Text übersezt. Nun berichtet Formey, der Sekretär der Akademie der Wissenschaften, ein ganz unverdächtig Zeugnis, in seinen Lebenserinnerungen:

„Der König hatte den Namen Sanssouci vom Grafen Manteuffel entlehnt. Dieser vornehme Herr besaß in Pommern ein kleines Lusthaus, dem er den Namen Kummerfrei gegeben hatte. Davon ist

Sanssouci die Abersetzung. Weder das eine noch das andere sind im Laufe der Zeiten wahre Kummerfrei gewesen.“

Formey war mit Manteuffel eng befreundet, gehörte schon zum Rheinsberger Kreise und später zur Tafelrunde von Sanssouci, er war also genau unterrichtet und hatte gar keinen Grund, seine Angabe zu erfinden.

Die Angabe Formeys in seinen Erinnerungen wirkt nun aber auch auf die oben erwähnte Stelle in dem Briefe Friedrichs an Grumbkow ein helles Licht. Der Kronprinz wollte sagen: „Ich bin im Begriff, nach Rheinsberg zurückzukehren, das ist mein Kummerfrei“, und spielte damit auf das Grumbkow genau bekannte Lusthaus des Grafen Manteuffel an.

Wer war nun dieser Graf Manteuffel, und war sein Lusthaus wirklich so bekannt und berühmt? Die Persönlichkeit des Grafen gehört zu den interessantesten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist aber in ihrer Eigenart bisher wohl nur den engeren Kreisen der Friedrichs-Forscher vertraut.

Ernst Christoph von Manteuffel - die Grafenwürde erhielt er erst 1719 vom Kaiser - wurde im Jahre 1676 geboren. Seine Familie war in Pommern ansässig und besaß dort die Erbgüter Kerstin, Krufenbeck und Krühne. Schon der Vater des Grafen hatte gelehrte Neigungen, der Sohn bezog aus lebhaftem Drange zu den Wissenschaften im Alter von 17 Jahren die Leipziger Universität. In Utrecht und Paris beendete er seine Studien. Die antike Literatur, Jurisprudenz und die Philosophie hatte er gründlich kennengelernt. Er wurde Diplomat

und trat in sächsische Dienste, stieg bis zum Kabinettsminister und Ritter des Weißen Adlerordens empor. 1731 trat er in den Ruhestand und ging mit einer Pension von 12 000 Talern nach Berlin. Hier trat er in die nächsten Beziehungen zum Hofe und empfing sogar am 2. August 1731 den Besuch Friedrich Wilhelms I. in Kerstin und Kummerfrei.

In der Rheinsberger Zeit spielte Graf Manteuffel im Leben des Kronprinzen eine bedeutende Rolle. Er wollte in möglichst unaufdringlicher Weise den wissenschaftlichen Mentor des Kronprinzen machen und führte ihn mit Suhm zusammen in die Metaphysik eines Leibniz und Wolff ein. Er gab sich dabei als den persönlich uninteressierten alten Herrn und Gelehrten, den pommerischen Biedermann, lieferte aber insgeheim Berichte an den Grafen Brühl nach Dresden und an den kaiserlichen Hof in Wien. Als Friedrich dahinterkam, lösten sich seit 1738 naturgemäß die bis dahin sehr intimen Beziehungen, und 1740 beim Ausbruch des Schlesiens Krieges wurde dem Grafen der Wunsch des Königs übermittelt, er möge Preußen verlassen.

Manteuffel schlug nun seinen Wohnsitz in Leipzig auf und widmete sich ganz seinen gelehrten Studien. Schon früher hatte er zugunsten des Philosophen Wolff eine streitbare Feder geführt, jetzt trat er mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in nahe Beziehungen und begründete eine Art Geheimgesellschaft der Alcehophilen (Wahrheitsfreunde), der auch Gottsched und Ludovici beitraten. Die Formen dieser Gesellschaft soll er selbst als Spielerei (hädinerie) bezeichnet haben. Das geschah aber wohl nur der Öffentlichkeit gegenüber, in Wirklichkeit hat

seine Gründung in der Freimaurerei des achtzehnten Jahrhunderts noch Nachwirkungen gehabt. Er ließ auf seine Stiftung eine Medaille schlagen mit den Bildnissen der Minerva sowie denen von Leibniz und Wolff und der Devise: sapere aude. er-kühne dich, weise zu sein! Schon früher hatte er in seinen Briefen Friedrich gegenüber den hohen Wert der antiken Ethik im Gegensatz zur christlichen verfochten. Er wurde noch Mitglied der Sozietät der Wissenschaften von London und starb 1740.

Dieser Mann von umfassender Gelehrsamkeit und europäischer Berühmtheit hatte sich nun in Kerstin in einem schönen Buchenwalde ein Lusthaus „Kummerfrei“ gebaut. Ein Zeitgenosse berichtet, daß dies Gebäude vom Grafen selbst „inventiert und angelegt, auch besonders sehenswert“ sei. „Alle Gänge zeugen von des vortrefflichsten Herrn Grafen Manteuffels Exzellenz genauer Erkänntnis in den griechischen und römischen Altertümern, seiner weitläufigen Belesenheit in den alten Poeten und von dem Reichtum seiner hohen Gedanken.“

Dies damals so hochberühmte Lusthaus in Kerstin ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden, noch heute aber heißt ein Schlag auf dem Uckergebiet, das die Stelle des ehemaligen Waldes einnimmt, bei den Bauern „Kummer-

frei“. Wenn nun ein Mann von solcher Gelehrsamkeit und Kenntnis der antiken Schriftsteller den doch eigentümlichen Namen „Kummerfrei“ für sein Landhaus bestimmte, so liegt sicher eine Anspielung auf die Antike vor. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß „Kummerfrei“ die wörtliche Übersetzung des Wortes Pausilyppus ist, das nach Dio Cassius ein Landgut zwischen Neapel und Puteoli bezeichnete (pauo freimachen, lype der Kummer). Auch Friedrich, der den Dio Cassius in Rheinsberg genau studiert hatte, kannte dann diese Ableitung. Der Pausilyppus, heute Pösilipp, aber war allen Gelehrten vertraut, weil bei ihm am Eingang der sogenannten Grotte, eines antiken Tunnels, das Grab Virgils lag.

Pausilyppus - Kummerfrei - Sanssouci: der Weg ist eindeutig erwiesen. Bereits Manteuffel hat Kummerfrei in seinen französisch geschriebenen Briefen mit Sanssouci überseht, ja, er gründete eine Gesellschaft der „Chevaliers de Sanssouci“, also der Ritter von Kummerfrei. Das Wort war demnach in seinem Freundeskreise ganz geläufig, und Kronprinz Friedrich wendet es in jenem Briefe an Grumbkow auf Rheinsberg vielleicht sogar mit der Betonung an: „Da ist m e i n Kummerfrei.“ Wenn er den Begriff Sanssouci auf seine neue Schöpfung in

Potsdam anwandte, so tat er das ganz gewiß nicht Manteuffel zu Ehren, der für ihn erledigt war, sondern eben weil der Ausdruck aus der von ihm so hoch verehrten Antike hergeleitet war. Pausilyppus, das Landgut des Vedius Pollio bei Neapel ist somit das ideale Vorbild für „Sanssouci“.

Es ist uns kein Bild von dem Landhause Manteuffels erhalten, aber man muß als sicher annehmen, daß es nicht so ausgesehen haben kann wie das Schloß in Potsdam, das architektonisch ganz aus Friedrichs und Knobelsdorffs Geiste unter Verwendung nachweisbarer anderer Vorbilder entstanden ist. Dagegen kann eine Eigentümlichkeit Kummerfrei auf Sanssouci gewirkt haben, nämlich der Gedanke Manteuffels, Sprüche aus der Antike in den Gängen seines Hauses anbringen zu lassen. So finden wir in der Supraporte des Empfangszimmers von Sanssouci einen horazischen Spruch in freier französischer Übersetzung:

„O Posthume! Le temps passe,
Pourquoi dans un si court espace
Reifermer de si longs projets!“

„O Posthumus, die Zeit verfliegt, warum denn in eine kurze Spanne so weitauschauende Pläne einschließen!“ („Ehen fugaces, Postume, Postume, labuntur anni!“)

DR. ERNST SEERL

Die pommerischen Fischverwertungs-Genossenschaften

Ein Lachsbrötchen ist eine appetitliche An gelegenheit, eine gebackene Steinbutte nicht zu verachten, ebenfalls eine gebratene Scholle nicht, für den Kenner der Ostsee bedeutet der feine und so zarte Strandhering eine besondere Delikatesse, und von unserem Dorsch weiß man, daß er, von einer guten pommerischen Hausfrau lecker zubereitet, ebenso nahrhaft wie wohlschmeckend ist. Sehen wir uns also zum vergnüglichen Schmausen - leider nur in Gedanken - an den so reichlich gedeckten Tisch, den uns unsere Ostseefische bereiten, aber denken wir auch einmal eine kurze Zeit daran, wie viele Mühe und Arbeit, ja, wieviel schwere und schwerste Mühe und Arbeit dazu gehört, daß die Fische den Weg aus dem Meer in die Küche nehmen.

„So ein Fisch braucht ja nur gefangen zu werden! Wie leicht hat es doch der Fischer und wie romantisch ist sein Beruf. Er säet nicht, er braucht nur zu ernten!“ - Ach, lieber Leser, willst du wissen, mit wieviel Gefahr, Mühe, Sorge und Not der Fischer zu kämpfen hat, und wieviel Stolz, froher Mut und trotziger Sinn im Fischerblute sich von Generation zu Generation vererben müssen, damit du dich fröhlich an den gedeckten Tisch setzen kannst, dann lies einmal nach in dem köstlichen Buch von Gorch Fock „Seefahrt ist not“. Daselbe Blut, Freud und Leid, Not

und Gefahr, Glück und Segen findest du auch an der Ostsee; denn Gorch Fock lebt wie an der Elbe so auch an Oder und Weichsel.

Ich soll nun hier von nüchternen Dingen erzählen, von der Verwertung des Fanges, aber auch sie werden nur gemeistert, und der graue Alltag mit seinen kleinen Sorgen nur überwunden, wenn wir im Herzen den frischen Seewind und die Liebe zu den Menschen der blanken See haben. Da kommen nun also die Fischer gefahren mit ihren kleinen Kuttern hoch von See, voll beladen mit springlebendigen Fischen in den Kästen oder die ganze Bunn angefüllt mit dem Segen des Meeres: Lachs und Hering, Dorsch und Steinbutt, Flunder und Scholle. Aber damit ist nur die erste Mühe und Arbeit getan, und die Sorge um den „Absatz“ des leicht verderblichen Fanges beginnt. Früher war das Sache der Fischfrauen. Am frühen Morgen oder noch am späten Abend zogen sie durch die Straßen der Küsten- und Hafstädte oder saßen an kalten Frühjahrs- und Herbsttagen am Markt an zugiger Ecke. Rauh wie die Seefahrt selber und der Fischfang war auch der Fisch-„Handel“; aber auch in dieser Rauhheit lag der unverwüßliche Sonnenschein des schwer kämpfenden und ringenden Menschen, der deutsche Humor. Manch erstauntes, fast erschrockenes Fragen

lag in den Augen, wenn „das junge Madamken“ wegen einer Mäkelei von der alten Lebenserfahrung der Fischfrau auf dem Markte mal „so'n beten“, auf den Arm genommen wurde. Groß war die Sorge, wenn der Fang klein war und die Arbeit der Männer nicht ausreichte, die Familie zu ernähren; groß aber auch die Sorge, wenn die Fänge reichlich waren und der Absatz stockte und die Fische zu verderben drohten.

Die neue Zeit mußte daher manch altes Bild zerstören: aus der harten und herben „Romantik“ sind neue Formen auch in der Fangverwertung geboren. Es war im Weltkrieg, als die ersten pommerischen Fischverwertungsgenossenschaften entstanden. Nun ist es nicht mehr Mutter, die morgens oder am späten Abend den Segen des Meeres der Hausfrau bringt, - nun ist es nicht mehr der Kolberger Markt, auf dem sie stehen oder der Stralsunder oder Stolpmünder, - weit müssen heute auch die Fische reisen, hinauf bis in die Ostmark, zu den Bayern oder den Schwaben. Der Groß- und Fernmarkt hat das Bild des Kleinmarktes gesprengt, aber der Fischer, eigenwillig und in stolzem Selbstbewußtsein, hat die Sorge um seinen Markt, den Mutter bisher betreute, selbst in seiner Genossenschaft in die Hand genommen, wobei Fischer und Käufer besser wegkommen.

Da sitzen nun Vorstand und Aufsichtsrat der Genossenschaft, der Geschäftsführer; Schuppen und Kühlhäuser, Räuchereien, Lagerhallen, ja auch Marinieranstalten, - für den Abfall eine Fischmehlfabrik der Pommerschen landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft - sind in langjähriger Arbeit, Kampf und auch Risiko gebaut. Pfennig um Pfennig mußte in jahrzehntelanger mühe- und sorgenvoller Arbeit gesammelt werden, um das Kapital zu schaffen, das für die neuzeitlichen Anlagen erforderlich war. Zunächst ist es Aufgabe der Genossenschaft, die Fischer mit ausreichendem Fanggerät, Brennstoff und Öl zu versorgen und ihnen ihren so schweren und oft so gefährlichen Beruf zu erleichtern. Auch mancher Kredit muß an die Fischer von der Genossenschaft zu günstigen Zinssätzen gegeben werden, damit ein neuer Motor, ein neuer Rutter oder auch neues Fanggerät gekauft werden kann; vieler Sorgen sind sie so ent- hoben, denn früher, als die Genossenschaft noch nicht bestand, war der Gang um Kredit manchmal ein schwerer Weg und führte oft in dauernde wirtschaftliche Abhängigkeit oder auch zu wirtschaftlichem und seelischem Niedergang.

Erst also die Vorbereitung zum Fang, dann als zweite schwere Aufgabe der Genossenschaft: die Vorbereitung des Fanges für den Markt. Wie der Handwerker nicht will- kürlich irgendwelche beliebigen Gegenstände herstellen kann, nach denen ihm Laune oder Sinn steht, sondern wie er geleitet und an- gewiesen vom volkswirtschaftlichen Bedarf sein Handwerk einstellen muß - wie es auch der Bauer, erzogen zu marktbedingter Quali- tätserzeugung tut - so ist es auch beim Fischer. Nun ordnen die Verwaltungsorgane den Weg des Fanges ihrer Mitglieder nach den Weisungen der Marktordnung, jener Schöpfung des Reichsnährstandes, deren Be- deutung wir jetzt erst im Kriege in ihrer ganzen Größe und Tragweite erkennen, halten die Mitglieder an zum Sortieren und Verpacken der Fänge. Das bei der Haus- frau so beliebte Fischfilet wird von kundigen und gewandten Händen zerlegt, die Fänge gut eingeeist für einen langen Trans- port. Oft in letzter Minute werden die Kisten in die von der Reichsbahn zur Ver- fügung gestellten Spezialkühlwagen verladen oder in eigenen Lastautos noch in der Nacht nach Stettin, Berlin oder nach anderen großen Konsummärkten gesandt. Frisch wie an der Küste erhält auch die Hausfrau im Binnenlande den Fisch.

Leichter als bei uns an der pommerschen Küste war es an der Nordsee, die Fänge marktreif zu machen, das heißt dem Groß- und Fernmarkt anzupassen. An der Nord- see ist der kleine selbständige Fischer fast ver- schwunden; auf großen Fischdampfern wird der Fang von großen Unternehmungen durch- geführt. In Pommern haben wir noch an der ganzen Küste den selbständigen Fischer auf seinem Rutter, den Mann, der unmittelbar mit Wetter und Meer vertraut ist und, im



Die Romantik eines Fischereihafens wird durch den Genossenschaftsbetrieb nicht beeinträchtigt

Aufn.: Agathe Lindner

Kampf mit den Gewalten der Natur gestählt, den besten Erfolg für die Marine stellt.

Aber es war nicht leicht, die harten und eigenwilligen Männer und ebenso ihre energischen Frauen zur Genossenschaft zu ziehen. Einordnen und helfen: jawohl, auf See und in Gefahr, aber auf Land fiel es bitter schwer. Wer die Protokolle der Generalversammlungen unserer Fischverwertungsgenossenschaften studiert, oder auch die der Vorstands- und Aufsichtsratsitzungen, wird aus ihnen ersehen, welchen inneren Kampf es diese Männer gekostet hat, sich in diese von ihnen selbst gekürte Ordnung und Bindung zu finden. Aber jahrelange Erfahrung

hat ihnen gezeigt, welche Hilfe und Stütze sie an ihrer Genossenschaft haben. Viel Not und schweres Schicksal konnte gelindert werden und, wenn heute am Jahreschluss auf der Generalversammlung die Ausschüttung einer namhaften Umsatzdividende beschlossen werden kann und dieser Zuschuß ihnen, wie jetzt schon manches Jahr über schwere fangarme Wochen, ja Monate, hinweggeholfen hat, dann wissen die in harter und schwerer Arbeit stehenden Männer, was es heißt, durch Gemeinschaftsenergien, durch Selbsthilfe und Selbstverwaltung die eigene Kraft zu stärken und die eigene Leistung für die Gesamtheit des deutschen Volkes zu erhöhen.

Rund zweitausend pommerse Fischer haben sich an unserer Küste in dreizehn Fischverwertungsgenossenschaften zusammengeschlossen. Der scharfe Blick des Fischerauges schweift nicht mehr nur über das weite Meer, sondern schaut auch hinein in das deutsche Land und sieht voll Stolz, wie wichtig und notwendig seine harte Arbeit für sein Volk ist. Nicht nur wirtschaftliche Hilfe und Stütze gab ihm seine Genossenschaft, sie stärkte sein Selbstvertrauen und Verantwortungsgefühl, den Blick für Wert, Umfang und Bedeutung seiner Arbeit und die Aufgaben, die ihm in der Wirtschaft gestellt sind.

OTTO HOLTZE:

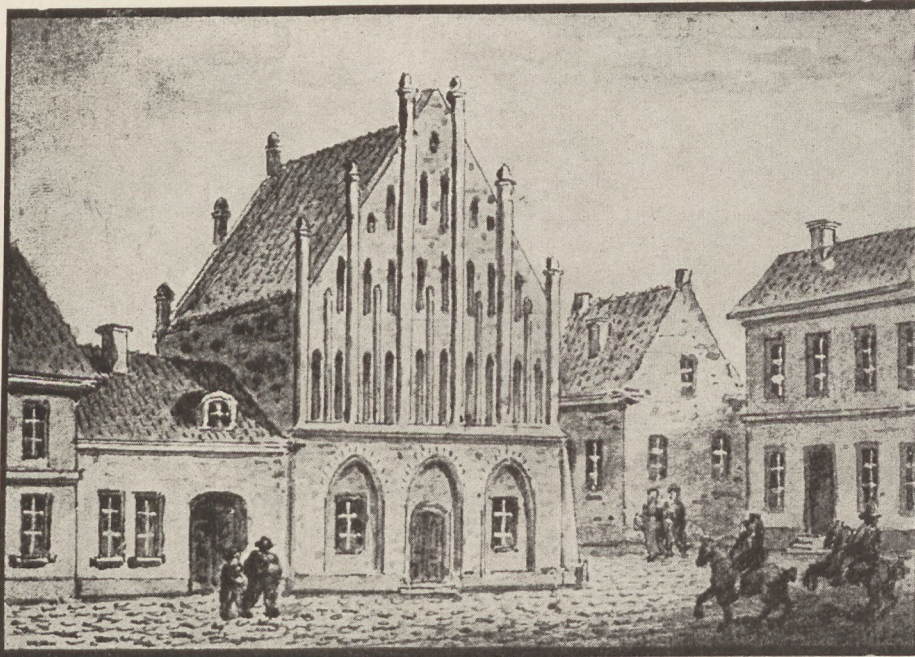
Ein pommerischer Maler der Goethezeit als Weltwanderer

Im vorigen Jahre erwarb das Museum der Stadt Stettin eine größere Anzahl kleiner Aquarelle und Tuschzeichnungen, die sämtlich von der Hand des Greifswalder Malers Giehr geschaffen sind. Fast ein Jahrhundert lang war der Name des 1849 hochbetagt in Armut und Elend verstorbenen Künstlers so gut wie verschollen. 1929 erwarb das Museum seiner Vaterstadt bereits eine stattliche Reihe seiner Blätter und veranstaltete in den folgenden Jahren mehrere Ausstellungen. Die Stettiner Blätter

wurden kürzlich als Sonderschau im Rahmen einer Ausstellung von Handzeichnungen und Aquarellen gezeigt.

Die kleinen farbensprühenden Blätter sind die letzten Zeugnisse eines höchst seltsamen und schicksalvollen Lebens. Eine echte Malernatur muß Giehr gewesen sein, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“. In rastlosem Wandertrieb hat er ganz Europa durchstreift und unermüdet mit Pinsel und Feder, Tusche und Wasserfarben seine Eindrücke, seine Träume und Phantasien festgehalten.

Niemand wird herauszufinden vermögen, wo in seinen leicht hingeworfenen, skizzenhaften Blättern die Wirklichkeit endet und die freischaffende Phantasie beginnt. Oft glaubt man, ein bestimmtes Vorbild zu erkennen, bisweilen erleichtert eine Beschriftung die Bestimmung: auf einer Tuschzeichnung trägt ein weites Bogengewölbe die Inschrift „Mergelina“, den Namen eines Vororts von Neapel, und in der Ferne erblickt man auch wirklich den Vesuv; der langgestreckte Innenraum einer Kirche „S. Vitale“ ist vielleicht die gleichnamige, wenig bekannte Kirche in Venedig. Der Zauber der Lagunenstadt hat es den schaufrohen Augen unseres pommerischen Weltreisenden offenbar besonders angetan, wie die ganze Welt des Südens überhaupt. So begegnen wir antiken Ruinenstädten, weiträumigen Küstenlandschaften mit griechischen Tempeln oder leuchtenden Villen, stolzen Plätzen mit ragenden Toren und Monumenten, endlich Architekturphantasien, die bisweilen an den genialen Friedrich Gilly denken lassen. Daneben finden sich aber auch rein nordische Motive vom schlichten Holzhaus bis zur gotischen Kirchenfront mit schwellendem Barockportal. Auch romantische Stimmungen ziehen vorbei. Da ist ein ganz persönlich aufgefaßtes, zart empfundenes Bild einsamer verschneiter Tannen vor trübem Winterhimmel, bei dem man an den größeren Landsmann Giehls denken kann, an Caspar David Friedrich, und die romantische Rückenfigur erscheint in einem zarten kleinen Aquarell, das einen am Geländer eines Flusses stehenden und in die Ferne schauenden Mann zeigt. Einen romantischen Anklang hat auch die stille, vom Mondlicht durchströmte Flusslandschaft, deren Kulissenhafte Umrahmung durch Felsen freilich dem gängigen Bildschema der Zeit angehört.



Giehr, Ansicht aus Greifswald

Am Beginn der Reihe stehen einige in der sehr lockeren und kapriziösen Führung der Federzüge noch dem ausklingenden Rokoko zugehörige Blätter, darunter ein aquarellierter Entwurf zu einem Deckengemälde mit der dekorativ recht wirksamen Darstellung der Götter des Olymps. Die kleinen Bildchen, die sicherlich Skizzenbüchern entnommen sind, haben den liebenswürdigen Reiz der gleichzeitigen Vignetten und Buchillustrationen, einige sind bildmäßig geschlossen, die meisten von ihnen erinnern in ihrem Aufbau an das Bühnenbild der Zeit. Die ganze Vorstellungswelt des Zeitalters um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert strahlt in die kleinen zierlichen Gebilde aus. Auch die Allegorie nach dem Geschmack des späten Barock lebt noch in ihnen fort, und gerade diese Blätter geben einen bestimmten Hinweis auf den Bereich der Tätigkeit des Malers, da Krone und Wahrzeichen Schwedens auf ihnen mehrfach wiederkehren. Eine größere Anzahl reizvoller Greifswalder Ansichten befindet sich im dortigen Heimatmuseum.

Ein glücklicher Zufall ließ mit der erwähnten Kollektion eine handschriftliche „biographische Skizze“ über den Maler an das Stettiner Museum gelangen, die am Schlusse den Vermerk trägt: „Geschrieben Greifswald, den 30. Mai 1852.“ Dieser Lebensabriß, dessen Verfasser seinen Namen leider verschweigt, hellt die Schicksale des Malers einigermaßen auf. Giehr war ein Eigenbrötler, der sich von den Menschen fernhielt und allein seiner Kunst lebte. Nur von einigen entfernten Verwandten und dem gleichfalls hochbetagten, „fast zum Kinde gewordenen“ Bruder konnte unser Gewährsmann nach seinem Tode noch einige dürftige Nachrichten über das wundersame Leben des „einsilbigen, immer in seinem kleinen ärmlichen Stübchen fleißig arbeitenden Mannes“ erfahren.

Giehr stammte aus beengten Verhältnissen. Als Sohn eines unbemittelten Seilermeisters konnte er nur dank der Unterstützung eines wohlhabenden Kaufmanns seine Ausbildung an der Akademie der bildenden Künste in Berlin vollenden. 1794 ging er nach Dresden. Seither führte ihn sein abenteuerliches Wanderleben durch alle Länder Europas, zunächst über Wien und Ungarn nach Italien, wo er allein in Neapel volle sieben Jahre lebte und am Bau des bekannten Theaters San Carlo mitwirkte, „wie er überhaupt als ebenfalls bedeutender Architekt an mehreren Bauten sich beteiligt hatte“. Er bereifte dann Afrika, Griechenland und den Orient bis nach Palästina und kehrte 1812 über Konstantinopel nach Deutschland zurück.

Doch bereits 1814 zog er wieder über den Rhein nach Frankreich, wo er zehn Jahre zubrachte, darauf nach Spanien und England, wo er je vier Jahre gelebt hat, endlich nach Dänemark. Erst 1835 fand der schon in den 70er Jahren stehende Weltwanderer eine bleibende Stätte in Stockholm. Wir hören, daß er dort als Dekorationsmaler am königlichen Hoftheater gewirkt hat und zum Hofmaler ernannt wurde. Doch wurde ihm eine

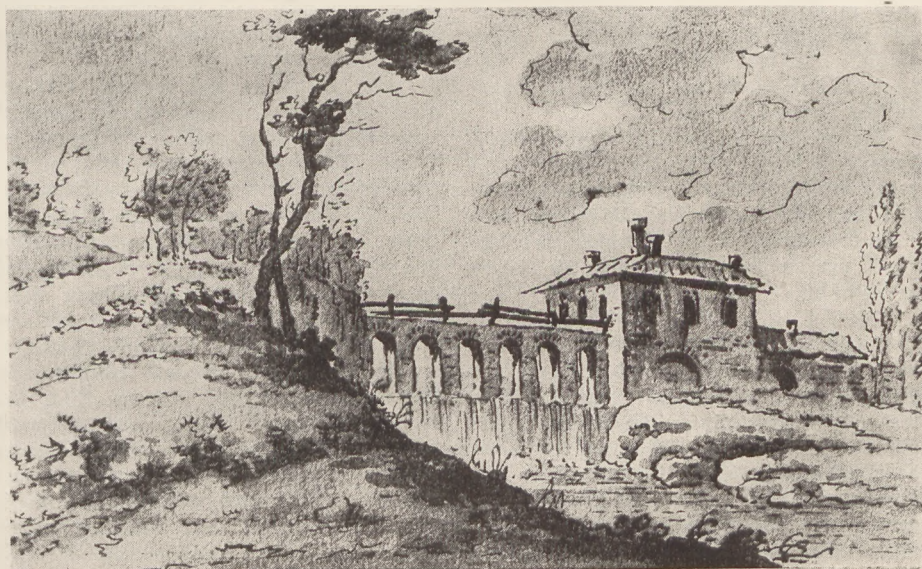


Giehr,
Ansicht einer Kirche
mit Barockportal

Professorenstelle an der Akademie, auf die er Anspruch zu haben glaubte, vorenthalten. So kehrte er auf Bitten seiner letzten noch in Greifswald lebenden Verwandten endlich in seine Vaterstadt zurück. Es war ihm nicht vergönnt, sein Leben in Ruhe zu beschließen, da er durch Betrüger um seine Ersparnisse gebracht wurde und zuletzt von Almosen leben mußte. Nach seinem Tode wurde sein Nachlaß von vielen tausend Blättern verschleudert; den Rest erhielt ein Krämer, der „im streng-

sten Sinne des Wortes Heringe und Käse in diese Blätter wickelte“.

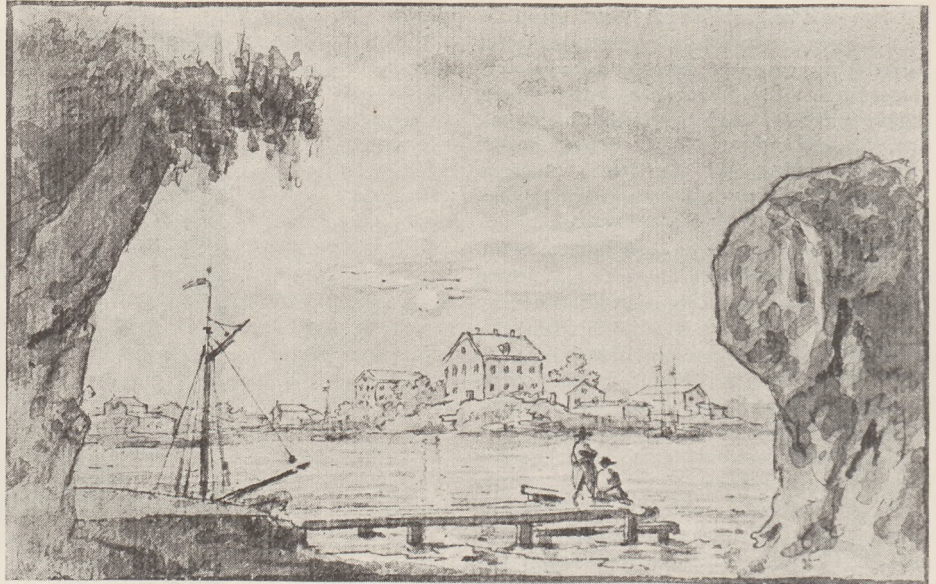
Nicht einmal der Name dieser in dem Kontrast des inneren Lebens der Phantasie und der äußeren Existenz etwas an Figuren E. Th. A. Hoffmanns erinnernden Persönlichkeit ist mit voller Sicherheit überliefert. Dr. Heinrich Berghaus gibt in dem 1866 erschienenen ersten Band seines Werkes „Landbuch von Neuorpommern und der Insel Rügen“ den Namen Johann Martin



Giehr, Südliche Landschaft

Giehr an und nennt als Geburtsjahr 1765, als Todesjahr 1848. Auch die „Akademische Zeitschrift“ von Schildener, Band II, nennt diesen Namen und erwähnt, daß sich der Maler gegenwärtig (1826) in Stockholm befinde.*) Dagegen lautet der Name in der „Biographischen Skizze“ von 1852 Joseph Bernhard Giehr; dort wird das Todesjahr 1849 angegeben. Um die Sache noch mehr zu verwickeln, findet sich auf der Rückseite des abgebildeten Aquarells der Kirche mit dem Barockportal der Name Franz Bernhard Giehr vermerkt. So ist die Fahrte des Menschen fast völlig verweht. Vielleicht gelingt es, durch weitere Forschung den äußeren Lebensgang noch genauer kennen-zulernen. Das wieder aufgefundene Werk zeugt jedenfalls von einem ungewöhnlich lebendigen, regen und erfindertischen Geiste und bildet in der Kunstgeschichte Pommerns ein von magischen Strahlen aus weiten Fernen erleuchtetes Eiland.

*) Fremdlische Mitteilung von Herrn Studicurat Adolf Kreuzfeld in Greifswald.



Giehr, Romantische Flußlandschaft

So leben sie unter uns

Unter dieser Überschrift wollen wir kleine Bilder aus dem Volke bringen, in denen der pommersche Mensch Merkmale zeigt, die direkt oder indirekt für sein Wesen mitbestimmend sind. Einsendungen, die dem Leben entnommen sein müssen, sind uns erwünscht.

Räppen Suuraal findet es unerhört

Vor Jahren befuhr der Kapitän Suuraal mit dem kleinen Schraubendampfer „Peene“ diesen nicht unbedeutenden Nebenfluß der Oder. Jede Woche einmal verließ er vollgepfropft mit Frachten den Anklamer Hafen, legte in Gützkow, Jarmen und Demmin an und kehrte mit Gütern schwer beladen wieder zurück. Nur selten fuhrten Passagiere mit, da man diese Orte mit anderen Verkehrsmitteln schneller erreichte.

Die günstige Transportgelegenheit jedoch hatte auch mein Vater des öfteren wahrgenommen, und als die „Peene“ wieder einmal im Heimathafen lag, schickte er mich eines morgens zu ihrem Liegeplatz am Bollwerk, um an Räppen Suuraal die Fracht zu bezahlen.

Wie ich hörte, sollte „de Oll“ selbst gerade an Bord sein, und da ich mir in meinem jugendlichen Leichtsinne einbildete, daß Leute, die Geld bringen, zu jeder Zeit angenehm sind, stieg ich frohen Mutes die Kajütentreppe hinunter. Räppen Suuraal war gerade beim Frühstück und widmete sich mit Eifer der Bewältigung eines fetten, armdicken Räucher-aales. Dies trifft sich ja wunderschön, dachte ich so bei mir, aber Räppen Suuraal dachte sich wohl etwas anderes; denn kaum hatte ich ihn mit einem freundlichen „Guten

Morgen, Herr Kapitän“ begrüßt und noch hinzugefügt, daß ich gerne die Fracht bezahlen möchte, fuhr er wie ein tödlich Beleidigter mit den Worten auf mich los: „Dat is jo unerhört is so dat, einen hier all för Dou un Daag mit so‘nen Trödelfram tau stüren, unerhört is dat jo! Na, dat du all warft un kumm annermal wedder!“

Nach dieser unliebenswürdigen Abfertigung blieb mir nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge nach Hause zurück-zukehren. Mein Vater, der den alten Grobian kannte, schien über die Angelegenheit daher auch nicht halb so verärgert zu sein, wie ich und trug mir auf, den Gang gegen Mittag noch einmal zu wiederholen.

Und so kam es, daß ich mich kurz vor zwölf Uhr abermals an Bord der „Peene“ einfand. Zu meiner größten Bestürzung saß Räppen Suuraal aber schon wieder an der Futterkrippe. Diesmal war es ein Schweinskopf, der seinem eigenen an Größe nur wenig nachstand, und dem er mit einem derartigen Heißhunger zu Leibe rückte, daß es mir sicherer erschien, die Treppe lieber nur bis zur Hälfte hinabzusteigen, um ihm mein „Mahlzeit, Herr Kapitän“ zuzurufen.

Als Räppen Suuraal mich erkannt hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller nur so klirrten, und indem er mit seinen Stieraugen wahre Feuerköpfe auf mich richtete, brüllte er mich wutentbrannt an: „Na, dit es doch würklich unerhört is so dit! Nisch mal sin beten Middageten kann einer in Rauh un Freden vertehren. As wenn ick jeden sin Hansnarr wir un den ganzen Dag blot för anner Lüüd parat

stünn. Unerhört is dat jo! Scher di rut, du doemlicher Bengel un kumm nahmiddag nochmal wedder!“

Fluchtartig verließ ich die „Peene“, aber hinter mir vernahm ich noch einmal die Stimme des Alten: „Unerhört is so dat, unerhört!“

Als ich zu Hause anlangte, lachte mein Vater nicht mehr. Aber weil er die An-gelegenheit gerne in Ordnung gebracht haben wollte, sollte ich es im Laufe des Nachmittags zum dritten- und letztenmal doch noch einmal versuchen. Und da ich, um den Erfolg des Unternehmens sicherzustellen, es nun ganz besonders schlau anfangen wollte, wählte ich eine Zeit, in der nach meiner Ansicht die meisten Menschen nicht gerade bei Tisch saßen. Ich sagte mir, so zwischen vier und sechs wird es wohl am besten passen, denn dann hat er seinen Kaffee sicher aus und zum Abendbrot ist es noch zu früh.

Diesen Erwägungen folgend fand ich mich denn auch gleich nach fünf Uhr wieder auf der „Peene“ ein. Ich sollte mich aber auch diesmal verrechnet haben; denn als ich an die Kajütentür geklopft hatte, vernahm ich ein wohliges, rhythmisches Gungzen, woraus ich folgerte, das Räppen Suuraal sich jetzt gerade ausgerechnet bei der Verdauung seines Schweinskopfes befand.

Ich zog es nach den bisher gemachten Erfahrungen daher vor, mich lieber still und leise zu verdrücken, statt den sicher zu erwartenden Zornesausbruch des im Schlaf Gestörten über mich ergehen zu lassen. Doch Räppen Suuraal mußte mich gehört haben;

denn kaum hatte ich meinen Entschluß in die Tat umgesetzt, wurde auch schon die Tür aufgerissen, heraus stürzte der Kapitän, und als er sah, daß es sich um den verhassten Störenfried handelte, griff er nach seinen Filzlatzchen, traf damit aber nur noch meine Nasen.

Und während ich wie ein gehektes Wild von dannen stürmte, schrie er die Worte hinter mir her: „Dat is so doch unerhört! De verfluchtige Bengel is so woll all wedder dor. Dat is so dat reine Plackfwer ist so dat. Nisch einen Ogenblick Rauh heft 'n vör dissen Minschen. Unerhört is dat so!“

Nachdem ich nun zum drittenmal mit dem Geld in der Tasche zurückgekommen war, hatte auch mein Vater die Ausichtslosigkeit seines Begehrens eingesehen, und so beschloß er, die Ausführung dieses gefährlichen Auftrages lieber der Post zu übertragen.

Franz Schröder.

ROBERT SEITZ:

Die Fischer von Börshoop

In den letzten Tagen des Novembers hatten die Fischer von Börshoop eine Zusammenkunft, um zu beratschlagen, wie man der Gefahr begegnen könnte, die dem Dranshoper See durch die Papiermühle drohte.

Auf die Eingabe, die Pudmar und Rode Harms gemacht hatten, war noch keine Antwort gekommen, und nach dem, was man gehört hatte, schienen die Herren von der Papierfabrik wenig Lust zu haben, den gerechten Wünschen der Fischer nachzukommen.

Zu dieser Beratung erschien auch Per Stieven. Als Pudmar an diesem Abend eine neue Beschwerde aufsetzte, die von allen Fischern eigenhändig unterschrieben werden sollte, wurde Per Stieven davon ausgeschlossen, weil man sagte, daß er kein freier Fischer mehr wäre, sondern in Lohn und Brot stünde, und daß man Einwendungen von der Dranshoper Verwaltung zu gewärtigen hätte, wenn das Schriftstück auch von den Angestellten des Rode Harms unterzeichnet wäre.

Per Stieven legte die Feder, die er schon eingetaucht hatte, wortlos beiseite. Er verließ ohne Gruß den Raum. Zu Hause setzte er sich an das Fenster. Er saß steif und mit starrem Gesicht.

Hede Lorm, die jetzt bei ihm wohnte und für seine Bequemlichkeit sorgte, versuchte vergebens, ihn auszufragen. Auch auf ihre kleine Nute, die vom Bett aus mit ihm plappern wollte, achtete er nicht. Es war Hede Lorm auch nicht möglich, ihn zu bewegen, endlich schlafen zu gehen. Er blieb die Nacht über am Fenster sitzen.

Am Tage darauf war er mit dem Rutter hinausgefahren. Hede Lorm sprach mit dem Danziger über Per Stieven. Da auch Rog auf der Versammlung der Fischer gewesen war, um zu hören, was man da beschließen würde, wußte er, daß man Per Stieven die Unterschrift verweigert hatte. Er erzählte es Hede Lorm, und sie überlegten, wie man Per Stieven wohl auf andere Gedanken bringen könnte.

Als Stieven tags darauf zurückkam, fand sich der Danziger bei ihm ein. Er hatte einen guten Schnaps mitgebracht, Fleisch zum braten und Tabak.

Hede Lorm brachte das alles auf den Tisch. Per Stieven stand ein Weilchen davor, dann warf er die Mütze in die Ecke und setzte sich. Er aß wenig, aber er trank. Wenn ein Glas leer war, schenkte er hastig ein. Er sprach auch. An einem der letzten stürmischen Tage konnten sie mit dem Rutter nicht rechtzeitig zurückkommen, sondern hatten einen kleinen Hafentort angelauten und waren dort über Nacht geblieben. In diesem Hafen hatte Per Stieven nach langen Jahren einen Mann wiedergetroffen, der aus Börshoop gebürtig war, jetzt aber in dem kleinen Ort arbeitete. Von diesem Bekannten erzählte Per Stieven.

„Er hat es richtig gemacht“, sagte er, „man soll lieber in der Fremde in Lohn und Brot gehen. Es gibt einen Stachel, wenn man nicht voll rechnet. Ich bin doch bloß um Alma zu Rode Harms gegangen. Für mich wärs schon genug gewesen. Man braucht nichts, aber da denkt man doch an sein Kind. Das solls besser haben. Ich leg alles auf Heller und Pfennig zurück für Alma. Da hat sie einmal Geld in der Hand, da kann sie was mit anfangen. Kaufheiraten kann sie mal, vielleicht einen kleinen Bauern. Man wird sie nicht scheel an-

sehen, wenn sie ihre Taler mitbringt. Darum hab ich's getan. Ich muß das mal sagen.“

„Wissen wir, Per Stieven“, sagte der Danziger, „es ist keiner in Börshoop, der dir was nachsagt. Du hast das falsch genommen mit der Unterschrift. Das hat seinen rechtlichen Grund.“

„Man hätte woanders hingehen sollen“, beharrte Per Stieven.

„Sag das nicht“, antwortete der Danziger, „ihr sagt immer, ich wäre ein fixer Mensch, und wenn man seinen Spaß macht, denkt ihr, man hat bloß Klauen im Kopf. Aber so ist das auch nicht. Manchmal denke ich, hättst lieber zu Haus bleiben sollen. Die Erde, wo man geboren ist, bäckt anderes Brot. Oftmals macht es einem die Heimat am schwersten, das ist so wie man sagt, wen Gott lieb hat, züchtet er. Ich bin ein gelenker Mensch, und wenn ich schon solch einen Gedanken habe, dann würde es dir wohl noch schwerer ankommen. So wie du in den Schuhen steckst.“

„Ich hab mein Lebtag nicht viel Worte geredet“, sagte Per Stieven nach einer Weile, „was im Meer lebt, hat keine Stimme. Das wird es sein. Mein Vater ist immer ein stiller Mann gewesen. Auch die andern damals in Börshoop. Sie haben alle nicht viel Redens gemacht, aber wenn Not am Mann war, sind sie alle dagewesen. Das war dann wie ein Mensch. Aber heute reden sie die Freundschaft weg. Man will auch mithelfen, aber dann heißt's, dich können wir nicht brauchen. Man ist doch auch hier geboren und will doch bloß, daß alles gutgeht.“

Er konnte nicht einsehen, daß er nicht mehr zu den Fischern, die über das Wohl und Wehe ihres Heimatortes wachen durften, gehören sollte.

„Ich bin doch derselbe geblieben“, sagte er. „Man steht nach wie vor seinen Mann. Wir fahren jetzt sogar viel weiter raus. Auch bei Wetter, wo man's früher nicht gewagt hätte. Heute muß man einfach. Aber das wird's wohl sein.“

Er stand auf und schob das Glas beiseite:

„Sie werden schon recht haben, wenn sie einen behandeln, als wäre man zugewandert. Das soll nicht auf dich gehen, Danziger. Jeder näht sich seine Jacke selbst. Nun soll's dabei bleiben.“

Auch Rog erhob sich. Er sah Hede Lorm an und zuckte die Achseln. Er hatte seiner Beredsamkeit mehr zugetraut, aber er war auf einen Menschen gestoßen, der mit dem Leben, in das er geboren wurde, so eins schien, daß er durch nichts bewogen werden konnte, aus dem Kreis seiner Gedanken herauszutreten.

Per Stieven stand mit dem Danziger noch vor der Tür.

„Früher ist das anders gewesen, als Alma's Mutter noch lebte, aber nun ist man bloß noch ein halber Mensch. Das ist wie ein Boot ohne Segel. Man kann sich dabei zuschanden rudern. Ich dachte schon mal, man müßte Alma wieder ins Haus holen, aber ich krieg's nicht fertig. Das Mädchen ist stolz darauf, daß sie sich was verdient und auf eigenen Füßen steht. Sie hat's ja auch gut bei Harms und lernt da auch allerhand. Von der Frau nimmt sie sich manches an, was unsereiner nicht kennt. Alma war immer ein gelehriger Mensch, und ich sage mir, sie muß weiterkommen. Aber ihre Munterkeit fehlt mir.“

„Du hast ja Mute nun im Haus“, tröstete ihn Rog, „ich meine, das ist ein lustiges Wesen. Man kann sich über ihr Geschwätz schon freuen. Wenn ihr bloß Kiek Möns nicht zuviel Narrheiten beibringt. Ich habs Hede Lorm auch schon gesagt.“

Der Stieven schüttelte den Kopf:

„Mute wohnt bloß hier, das ist was anderes. Da hat man keinen Faden hin. Sie macht einem Freude, das stimmt schon, aber man ist nicht der Vater.“

„Mute hat keinen Vater“, sagte der Danziger mit Betonung.

Der Stieven blickte auf:

„Der ist doch wohl in Holland, wie man sagt.“

„Er ist weg“, antwortete Rog.

Der Stieven sagte nichts mehr, aber er stand noch eine Zeitlang auf der Schwelle, als Rog schon gegangen war.

Ein Mensch wird geboren und wächst auf wie ein Baum, der seine Wurzeln im Erdreich hat, allein an der Straße steht und nicht zu den großen Wäldern zu wandern vermag. Der Stieven hat nichts anderes gekannt als sein Haus und das Meer und zwischen beiden Boot und Aek. Er hat wohl noch die Häuser gekannt, die sein eigenes umschlossen hielten, aber was jenseits dieses Dorfes lag, war schon die Welt. Wenn man über Felder ging, war man ein Wanderer, und wenn man in eine Stadt kam, war man nur hingeweht wie ein Sandkorn. Man hatte seinen Bestand nur in dem Kleinen, in dem Geringen, was das Schicksal einem zugebilligt hatte. Da lebte man, wie das Herz einem befohl.

Der Stieven hatte in jungen Jahren schon geheiratet. Sein Haus war der Frau, die er sich geholt hatte, vom ersten Augenblick an vertraut, denn es unterschied sich in nichts von dem Hause, darin sie selbst geboren und aufgewachsen war. Das war dieselbe kleine Stube, die gleiche Kammer, der gleiche Herd. Wenn man am Fenster saß oder vor der Türe, sah man auf das gleiche Meer. Wenn man am Zaun stand, blickte man die gleiche Straße entlang.

Man hatte nicht von Liebe geredet, solch Wort blüht selten auf fargen Lippen. Man hatte sich zusammengesetzt, wie die Häuser es taten, um die Wärme zu haben und die Stürme freundlicher überstehen zu können. Was man in diesen jungen Jahren nicht gesprochen hatte, sollte das Kind ausdrücken, aber auch das hatte ihnen der Himmel nicht gleich geschenkt, wie man auf alles warten mußte, was ein helleres Gesicht trug.

Alma wurde erst nach zehn Jahren geboren. Dann war sie das Lachen, das man nie gehabt hatte, und das Lied, das einem nie zugeflogen war.

Es kamen dann ein paar Jahre, über die man sich wundern mußte, weil sie so gut und gedeihlich waren. Es sind reiche Fischjahre gewesen. Selten kommt ein Glück allein. Es hat immer noch ein zweites im Gefolge. Man war zufrieden, arbeitete und hatte einen schönen Feierabend.

Nun war das alles anders geworden. Eine leere Kälte war da und ließ nicht zu, daß man seine Hand an dem eigenen Herzen wärmen konnte. Das Haus war wohl noch dasselbe. Es war das gleiche Meer, über das man fuhr. Man hatte sogar seinen festen Lohn und brauchte keine Angst zu haben, daß der Tischkasten einmal leer wurde.

In dieser kleinen Stunde des Nachdenkens fühlte Per Stieven auf einmal, daß er sich die Kälte selber in das Haus gesetzt hatte, weil es ihm schwer fiel, die Hand nach einem Menschen auszustrecken. Nicht das eigene Herz wärmt einen, sondern das Herz des anderen.

Als seine Frau starb, hatte er die Türe hinter sich und Alma zugeschlagen. Nun war der Singvogel durch das Fenster, das er selbst geöffnet hatte, hinausgeflogen. Wenn er nicht von allein wiederkäme, wollte man ihn nicht zwingen. Die Liebe eines Vaters soll kein Käfig sein. So saß man nun allein hinter der verschlossenen Türe. Vielleicht, wenn man sie auftäte, würde ein Mensch hereinkommen und es gut mit einem meinen. Mehr wollte man nicht.

Der Stieven ging in das Haus. Hede Lorm hatte den Tisch schon abgeräumt und eine frische Decke darüber gebreitet. Sie saß unter der Lampe und stopfte noch Strümpfe für Mute. Der Stieven setzte sich auf seinen Stuhl am Fenster. Er hatte, so lange Hede Lorm im Hause war, nicht viel mit ihr gesprochen, nur das, was der Tag gab. Er hörte lieber zu, wenn sie ihm dies oder jenes berichtete. An diesem Abend aber, wo ihm schon manches Wort von den Lippen gekommen war, das ihm sonst schwer gefallen wäre

von sich zu sagen, hatte er den Wunsch, einen Menschen neben sich zu haben.

Man geht einen langen Weg entlang. Man geht ihn allein, und die Gegend, durch die man wandert, ist einem nicht vertraut. Man weiß nicht, was hinter den Hügeln ist, man weiß nicht, was der Wald birgt. Der Himmel ist auch nicht klar, es sind Wolken darüber, die sich entladen könnten. Wenn einem auf solcher Wanderung ein Mensch entgegenkommt, ist es ein Labsal.

Der Stieven ist, nachdem er seine Frau begraben hatte, durch viele Tage gegangen. Es war ein mühevoller Weg gewesen. Unwirkliche Stunden waren es oft, und man hatte gefroren. Dieser Weg war noch nicht zu Ende. Es lag vielleicht noch ein weites Stück vor einem. Wenn da ein Mensch entgegenkommen würde, wäre es eine Wohltat.

Der Stieven sah zu Hede Lorm hinüber. Sie sprach über ihre Arbeit hinweg mit ihm von dem Danziger und wie er wäre, und daß er auch seine Last zu tragen hätte, so, wie man von Menschen spricht, mit denen man eben zusammengesessen.

Dieses Gespräch war auf einmal wie eine Brücke. Wenn man jetzt nicht darüber geht, wird es lange dauern, bis man wieder an eine Furt kommt.

Der Stieven sagte:

„Wir haben es alle nicht leicht. Auch du hast schon manches durchmachen müssen.“ Er sagte das so freundlich, daß Hede Lorm verwundert aufhorchte.

Sie fühlte, daß da jemand mit guter Hand an ihr Herz klopfen wollte. Es war wohl auch das erstemal, daß ein anderer ihr Leben bedachte. Man darf ein solches Gedanken nicht abwehren, und Hede Lorm erzählte von sich.

So saßen sie bis in die Nacht auf.

Die Worte hatten die Stube traulich gemacht. Hede Lorm und Per Stieven fühlten sich heimisch beieinander. Es war eine Stunde, von der man weiß, daß gute Sterne darüber stehen.

Der Stieven stellte noch die Uhr. Bei jeder Viertelumdrehung gab es einen feinen silbrigen Klang. Hede Lorm verschloß das Haus.

Dann gingen sie zu Bett. Sie verweigerte sich ihm nicht.

Der vor drei Jahren auf einer Reise nach Italien plötzlich gestorbene Dichter Robert Zeit gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des neuen deutschen Schrifttums. Er begann als Kritiker, wir verdanken ihm mehrere Bände Gedichte von tiefer Innerlichkeit und vollendeter Formung. Dann fand er den Weg zum Roman: „Das Bräshooper Buch“, „Die Häuser am Kolk“, „Der Leuchtturm Thade“, „Liebe so alt wie die Welt“, um nur einige zu nennen, sind Bücher von hohem dichterischen und daher bleibenden Wert; unsere niederdeutsche Welt erfährt in ihnen eine bezwingende Deutung. Der hier veröffentlichte Abschnitt entstammt dem Roman „Das Bräshooper Buch“, das die Dichter-Akademie 1935 besonders auszeichnete. Fast alle Werke von Robert Zeit spielen an der pommerschen Küste, wo der Dichter jedes Jahr vom Frühjahr bis zum Herbst wohnte. Die Bücher sind im Paul-List-Verlag, Berlin-Wien, erschienen. E. B.

Plattdütschjet Kadel

Dat gifft up Jeeden veer Gefellen,
von dei will ik juug eis vertellen:
De ein, de löppt un ward nich möd
un hett kein' Beinen un kein Söt;
de tweit fritt allens wat nich natt
un hett kein Mul un ward nich satt;
de drüert, de süppt, hier sacht, dor dull,
hett keinen Hals un ward nich vull;
de veert kann keene Keel upwisen
un grölt doch lud un singt doch liesen!
Un alle veer sünd uns wat nütt!
Na, Rimmers, Lüüd, nu raadt uf dit!

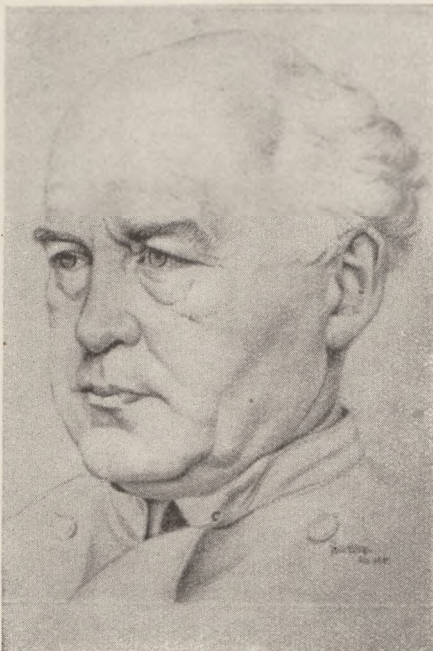
(QUICK 'qaac 'aapS 'aapqa)

Kulturleben in Pommern

Professor Dr. Karl Reschke gestorben

Am 20. Februar starb plötzlich der Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik und Ordinarius für Chirurgie an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald, Professor Dr. Karl Reschke im Alter von 54 Jahren. Der Tod dieses Mannes ist nicht nur für die Universität und die medizinische Wissenschaft ein bitterer Verlust, er reißt auch in die Stadt Greifswald eine kaum zu ersetzende Lücke. Denn die Persönlichkeit Prof. Reschkes war im wahrsten Sinne des Wortes volkstümlich.

Prof. Reschke wurde am 22. 12. 1886 in Elberfeld geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Berlin studierte er zunächst alte Sprachen und ging dann zur Medizin über. In der Berliner Charité und in der Greifswalder Universitätsklinik absolvierte er seine Assistentenjahre. Als Oberarzt der Chirurgischen Klinik in Greifswald wirkte er von 1921 bis 1932, bis er als Chefarzt an das Bethanien-Krankenhaus berufen wurde. Im Jahre 1935 wurde er zum ordent-



Prof. Dr. med. Karl Reschke Zeichnung: P. Vaz

lichen Professor der Chirurgie und Direktor der Chirurgischen Klinik in Greifswald ernannt. Vom Jahre 1935 an wurde Prof. Reschke das Rektorat der Ernst-Moritz-Arndt-Universität anvertraut, das er 3½ Jahre lang führte. Als zielbewusste und überragende Führerpersonlichkeit baute er die Universität in das Lebensgefüge des nationalsozialistischen Staates ein. Die Fragen der Wissenschaft und des Hochschullehrenwachstums, vor allem aber auch die Belange der Studentenschaft in ihren schwierigsten Entscheidungen waren neben seiner wissenschaftlichen und ärztlichen Tätigkeit für ihn Herzensangelegenheiten. Worte und Phrasen galten diesem aufrechten Mann nichts, die Tat war ihm alles. 1914 war Karl Reschke als Kriegsfreiwilliger an der Front. Als Unterarzt stand er bei der Kavallerie. Auch im jetzigen Krieg war er wieder draußen bei den Soldaten. Kurz vor Antritt seines Arbeitsurlaubes, währenddessen ihn der Tod ereilte, wurde er zum Oberstabsarzt befördert. In der 44 hatte er den Rang eines Hauptsturmführers inne. Seit 1937 war Prof. Dr. Reschke Gau- dozentenführer.

Bei der Trauerfeier, die in der Aula der Universität stattfand, hielt Gauerschulungsleiter Regierungspräsident Paul E k h a r d t die Ansprache im Beisein des Gauleiters S c h w e d e - C o b u r g und zahlreicher Vertreter der Partei-, Wehrmacht- und Staatsstellen. Andres.

Der Pommerjohn Ernst Moritz Arndt - ein Gründer des neuen Deutschland

Wenn junge Menschen zu einer Studiengemeinschaft zusammenkommen, dann muß sie sich in gleicher Weise an ihren im Denken noch nicht ermüdeten Sinn und an ihr Herz wenden. Und wie wären wohl beide besser zu erfassen und zu ergreifen als durch den Feuergeist der Gedanken und der Sprache von Ernst Moritz Arndt!

Das Charakterbild Arndts in der Geschichte Deutschlands hat nie geschwankt, wohl aber galt es als fertig und abgeschlossen, wie unsere Erinnerungen an den Geschichtsunterricht und die deutsche Stunde bezeugen können. Darum wird die Jugend an sein Lebenswerk herangeführt, um zu erkennen, wie sehr seine Gedanken zur großen Wende des Jahres 1933 gehören und weiterwirken am und im Bau des Volksstaates Deutschland.

Der erste Vortrag „Mann und Werk“ galt ganz der pommerschen Heimat Arndts. Aus gemeinsamer Arbeit mit der Landesbildstelle und der Abteilung Volkstum des NSLB. zeigte Dr. Beyersdorff Bilder aus seinem Lebenskreis, die kaum bekannt sind: die Eltern, die Schwester Gottesgab, ihn selbst im zweiten, fünften, sechsten und neunten Lebensjahrzehnt, die Zeitgenossen Fichte, Stein und Gneisenau - alle stark an Ausdruck und Eindruck; weiter Gut Schorik, Gutshaus Löbnitz, Bilder von Strassund und aus Greifswald von der Hand C. D. Friedrichs - um nur einige zu nennen -, sie alle offenbaren heimatliche Stätten, und die Karte der Wanderungen und Reisen von 1769 bis 1860 wies auf, wie sehr Arndt im Sinne des Wortes wirklich bewandert war, um sich seine eigenen Gedanken über Deutschland und Europa in Büchern, Schriften und Flugblättern machen zu können.

Im zweiten Thema „Arndt und der Norden“ zeichnete sich die damalige politische und kulturelle Situation Schwedens ab, das für Arndt zu einer Episode der Jugendzeit wurde, als ihn der Kampf gegen Napoleon innerlich und äußerlich fest in Deutschland verwurzelte. Wie Arndt die Annäherung zum Norden als Aufgabe sah, begreifen wir heute unter dem rassistisch gegründeten germanischen Gesichtspunkt.

Im Vortrag „Volkstum und Wehrgeist bei Ernst Moritz Arndt“ kam der ungebrochene Erlebnischarakter seiner Beobachtungen über den Volksglauben und Brauchtum in Wort, Spiel und Lied als Grundlage der Volksgemeinschaft und des Wehrgeistes zum Ausdruck. Auch diese Zusammenhänge erschließen sich uns fruchtbar erst heute.

Aus dem folgenden, innerlich durchlebten und gedankenreichen Vortrag von Dr. Ruth, Berlin, sei hier nur die führende Linie nachgezeichnet: „In den Schriften und Gedichten der Mannesjahre begegnen Worte, deren Kühner Flug in einem solchen (traditionellen) Gesamtbild keinen Raum hat. Sie pochen mit verwandtem Klang an die geistigen Tore der Gegenwart und sind geeignet, das Bild dessen, der sie prägt, im Gedächtnis seines Volkes in neuer Frische und überraschender Fülle erstehen zu lassen.“ Aus diesen im Jahre 1930 geschriebenen Sätzen ließ der Redner die Gestalt Arndts in ihrer Bedeutung für die Volkwerdung, die wir seit 1933 erleben, erstehen.

Außerordentlich zeitnah und lebendig wußte auch Regierungsrat Dr. Terstegen, Pasewalk, der Herausgeber der agrarpolitischen Schriften Arndts, den „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ und die spätere Bearbeitung „Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse im vormalig schwedischen Pommern und Rügen vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1816“ mit dem Gedanken von „Blut und Boden“ aus der Gegenwart in den Ablauf der Entwicklung einzufügen. Arndt hat die Zerstörung des norddeutschen Bauerntums miterlebt, und in seinem Kampf für dieses Bauerntum ist er unterlegen wie Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und der Freiferr vom Stein; doch, was er „Über den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate“ schrieb, wird heute erst verwirklicht.

Den fünf Vortragsabenden folgte am 21. Februar die „Feierstunde um Arndt“. Sie faßte überhöhend alles zusammen, was durch

die Vorträge, wie durch die anregende und aufschlußreiche Ausstellung der Bücher, Bilder und Karten im einzelnen dargeboten war. Im Wort der Sprecher und der von schöner Einstimmung zeugenden Musikstücke rührte das unvergänglich klar und kraftvoll schöpferische Deutsche in Arndts Wesen die Zuhörer an. Chor und Orchester der Hitler-Jugend im Bann 2 wirkten hier zu einer wirklichen Festmusik zusammen.

Studienrat Dr. Beyersdorff, der in Plan und Durchführung die Studiengemeinschaft betreut hatte, deutete abschließend das Lebenswerk Arndts als eine Aufgabe auch für die Jugend des Dritten Reiches.

Der Goldene Saal des Landesmuseums in Stettin gab der Arndt-Studiengemeinschaft den ihr gemäßen Rahmen.

Dr. Gerhard Reinhold.

Schrifttum über Arndt zum Nachlesen:

- Hecksher: Die Volkstunde der germanischen Kulturkreise. Hamburg 1925.
 Koch, Georg: Die Heimkehr des Ernst Moritz Arndt. Berlin-Steglitz 1939.
 Müsebeck: Arndt, Pommersche Lebensbilder. Stettin 1934.
 - Staat und Vaterland. München 1921.
 Petersen, Ruth: Deutsche Volkwerdung. Breslau 1940.
 Regardt: Volk und Staat. Leipzig 1934.
 Niehl: Vom deutschen Bauerntum. Paderborn 1936.
 Ruth: Arndt und die Geschichte. München-Berlin 1930.
 Schübel: H. von Kleists und E. M. Arndts Katechismen. Bamberg 1934.
 Terstegen: E. M. Arndt, Agrarpolitische Schriften. Goslar 1938.
 Wolfram: E. M. Arndt und Schweden. Weimar 1935.

Schweden-Filme in Greifswald

Das Schwedische Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität veranstaltete eine Vorführung schwedischer Kulturfilme unter dem Thema „Land und Volk in Schweden“ in den Kammerlichtspielen in Greifswald. Insgesamt wurden vier schwedische Filme gezeigt, die sämtlich in Schweden aufgenommen worden sind. Hersteller der Filme ist die größte schwedische Filmherstellungsgesellschaft Svenska Filmindustri. Zu Beginn der Vorführung sprach Prof. Dr. Paul, der Direktor des Schwedischen Instituts. Als erster Film wurde „Schweden, das Land und das Volk“ gezeigt. Der Film ist aufgebaut nach dem berühmten Buch von Selma Lagerlöf „Nils Holgerssens wunderbare Reise“. Er führt durch ganz Schweden vom Süden zum Norden, berichtet über die tägliche Arbeit des Bauern, an der Küste von der Fischerei und in den Städten von der Industrie, zeigt im Fluge die Landschaften von der flachen Ebene im Süden bis zu den Gebirgen, Wasserfällen und Wäldern im Norden Lapplands. Der Schöpfer schwedischer Kulturfilme, Prinz Wilhelm, ist mit einem Film „Die Leute der Westküste“ vertreten. Dort tauchen Gesichter auf, zerfurcht von harter Arbeit in Wind und Wetter auf See, Gesichter, die wir auch unter den Fischern an unserer Küste immer wiedersehen. Herrliche Aufnahmen vom Meer und der Felsenküste des schwedischen Schärengebietes lassen das nordische Land von dieser typischen Seite erkennen. Der dritte Film schildert die schöne schwedische Provinz Värmland und hat die Gegenden besonders berücksichtigt, in denen der berühmte Roman Selma Lagerlöfs „Gösta Berling“ spielt. Selma Lagerlöf spricht selbst zu diesem Film. Der vierte Film brachte Bilder von der Weihnachtssahrt schwedischer Bauern am frühen Weihnachtsmorgen durch die verschneite Winterlandschaft. Die Zusammenstellung der Filme gab einen Überblick über die Landschaft unseres skandinavischen Nachbarlandes und machte mit dem schwedischen Volkstum auf stimmungsvolle Weise bekannt. Die Filme fanden einen so großen Anklang, daß die Vorführung am nächsten Tage wiederholt werden mußte. Dr. H. R.

Die Landeskundliche Forschungsstelle der Provinz Pommern

Die Landeskundliche Forschungsstelle der Provinz Pommern konnte im vergangenen Jahre auf eine dreißigjährige erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken. Am 10. März 1910 wurde die damalige „Historische Kommission für Pommern“ auf Veranlassung des Oberpräsidenten Dr. Frhr. v. Malzahn-Gülz ins Leben gerufen. Im Jahre 1925

wurde die Kommission in ihrem Mitgliederkreis und Aufgabengebiet erweitert und nahm 1934 den Namen Landeskundliche Forschungsstelle der Provinz Pommern an. Mit Wirkung vom 1. April 1939 erfolgte ihre Umwandlung in eine „Landeskundliche Forschungsstelle“. Die sich in dieser neuerlichen Namensabänderung kundtuende weitere Ausdehnung ihres Tätigkeitsbereiches im wissenschaftlichen Leben Pommerns fand ihren Niederschlag in einer neuen Verwaltungsordnung, die Gauleiter und Oberpräsident Schwede-Coburg am 21. August 1939 genehmigte. Nach dieser ist wie bisher der Landeshauptmann Leiter der Forschungsstelle, der Direktor des Staatsarchivs Schriftführer und der Direktor der Provinzialbank Schatzmeister. Darüber hinaus aber ist ein hauptamtlicher wissenschaftlicher Geschäftsführer vorgesehen, ferner ein Verwaltungsrat, dem vierzehn Mitglieder kraft Amtes angehören (darunter der Direktor der Hochschule für Lehrerinnenbildung in Schneidemühl), und für den weitere vom Leiter aus Wissenschaft und Verwaltung persönlich berufen werden können. Die eigentliche Aufgabe der Forschungsstelle, die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung der Provinz, wird künftig in einzelnen Abteilungen nach den verschiedenen Wissenschaftszweigen vor sich gehen. Zunächst sind folgende Abteilungen vorgesehen: Geschichte (wesentlich die laufenden Aufgaben der bisherigen Landeskundlichen Forschungsstelle weiterführend), Vor- und Frühgeschichte, Ahnenforschung und Sippenkunde, Volkskunde, Kunstgeschichte und Denkmalpflege, literarisches Schrifttum, Erdkunde, Naturkunde. Die Aufnahme der Arbeit in diesen Abteilungen wie auch die Konstituierung des Verwaltungsrates und Berufung eines Hauptgeschäftsführers sind bisher infolge des Krieges noch nicht durchgeführt worden. Es ist jedoch als sicher anzunehmen, daß nach Kriegsende die Arbeit der Forschungsstelle auf dieser neuen organisatorischen Grundlage bald eine stärkere Intensivierung und Vielseitigkeit erhalten wird.

Ein kurzer Rückblick auf die bisherigen Veröffentlichungen und laufenden Unternehmungen der Landeskundlichen Forschungsstelle zeigt, daß auch ihre bisherigen Leistungen schon recht beachtlich sind. Schon vor dem Weltkriege wurde kreisweise mit der Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive der Provinz begonnen, die jetzt für eine beträchtliche Anzahl von Kreisen abgeschlossen ist und im Druck vorliegt. In der Fortführung dieser Arbeit wird auch die Inventarisierung der Grenzmark bald in Angriff genommen werden können. Vom Historischen Atlas der Provinz Pommern sind eine Kreiskarte von 1815 und Besitzstandskarte von 1870 mit den entsprechenden Textheften bereits erschienen. Eine Besitzstandskarte von ca. 1630 ist in Vorbereitung. Auch das Pommersche Urkundenbuch wird ab Bd. VII von der Landeskundlichen Forschungsstelle herausgegeben. Dieser Band liegt jetzt bis auf das Register fertig vor. Der VIII. Band, die Jahre 1551-1555 umfassend, befindet sich im Druck. In sehr erfreulichem Zustand ist die Flurnamensammlung der Forschungsstelle. Sie liegt für fast alle Kreise der alten Provinz abgeschlossen vor. In das künftige Arbeitsprogramm ist auch die Grenzmark eingeschlossen. Ein großer Erfolg sind die Pommerschen Lebensbilder geworden. Drei bisherige Bände dieser Veröffentlichung enthalten aus berufener Feder knappe Biographien bekannter Pommern des 19. und 20. Jahrhunderts, darunter u. a. Ernst Moritz Arndt, Caspar David Friedrich, Otto Lilienthal, Albrecht von Noon, Karl Ludwig Schleich, Rudolf Virchow. Die weiteren in Vorbereitung befindlichen Bände werden bis zum Jahre 1600 zurückgehen und auch hervorragende Männer grenzmärkischer Herkunft behandeln. Neben den Lebensbildern wird eine Pommersche Bibliographie vorbereitet, ferner ein Verzeichnis der Wall- und Wehranlagen. Außerdem ist eine Darstellung der Auswanderung aus Pommern und eine Geschichte der Pommerschen Provinzialstände in Angriff genommen worden. In der Einzelreihe „Veröffentlichungen der Landeskundlichen Forschungsstelle der Provinz Pommern“ erschienen trotz des Krieges in diesem Jahr als Band VI und VII zwei für die Landesgeschichte so bedeutsame Werke wie Kausches „Puttbusser Regesten“ und Gebhards „Friderizianische Pfälzerkolonien in Brandenburg und Pommern.“

So ist die Landeskundliche Forschungsstelle aus dem wissenschaftlichen Leben unserer Provinz heute gar nicht mehr wegzudenken. Die erfolgreiche Tradition ihrer Arbeit durch drei Jahrzehnte, die auch der Krieg nicht unterbrechen konnte, bietet die Gewähr, daß auf ihrer

seht erweiterten organisatorischen Grundlage die Fülle der sich nach dem Kriege ergebenden wissenschaftlichen Aufgaben in Pommern gelöst werden wird.

Fritz Morré.

Dr. Rainer Schlösser sprach zur HJ.

Nach der Kulturwoche des Bannes Stettin führte nun auch der Bann Stralsund der Hitler-Jugend unter der Bezeichnung „Kultur-tage der Jugend“ eine Reihe beachtlicher, kultureller Veranstaltungen durch. Dabei war der Kammermusikabend des Stadttheaterorchesters von überzeugender Wirkung. Der ungewöhnlich starke Beifall bewies, daß auch das Gebiet der Kammermusik bei richtiger Auswahl des Stoffes für die Jugend von Wirkung sein kann. Eine in zwei Abschnitten gegliederte Kunstausstellung brachte in einem Teil Arbeiten von Jungen und Mädchen aus Dienstbetrieb und Schule, im anderen Arbeiten von jungen Künstlern, die in den Reihen der HJ. mitarbeiten. Besonders letzterer Abschnitt war von starkem Eindruck. Hervorragend die Werke von Daerr, Putbus, auffallend gut einige Arbeiten von Horst Langner, Stralsund.

Des Pommern Erich Colbergs Spiel „Die goldene Jungfrau“ fand auch in Stralsund starken Beifall, nicht anders war es bei der erneuten Aufführung des Märchenspiels „Jungfrau Maleen“, das die Stralsunder Jungmädchen ein weiteres Mal brachten.

In der Dichterlesung der Kulturtage las Eberhard Wolfgang Müller. Der junge Dramatiker aus den Reihen der HJ. brachte zunächst einige Abschnitte aus seinem Werk für die Jugend, „Der Führer“. - Stärksten Eindruck hinterließen dann Gedichte aus dem Geschehen des letzten Jahres, das der Dichter als Frontbericht der Waffen-HJ unmittelbar erlebte. - Die ganze Wucht seines Werkes kam jedoch dann in der Lesung eines Aktes aus „Nothschild siegt bei Waterloo“ zum Ausdruck. Die Dichterlesung wurde so zu einem hervorragenden Abschnitt der Kulturtage. Das Stralsunder Stadttheater brachte in einer Festaufführung von Joachim v. d. Goltz „Vater und Sohn“ zur Darstellung. Den Vorwurf dieser Handlung nahm sich dann Obergebietsführer Dr. Schlösser zum Hintergrund seiner Ausführungen zum Abschluß der Kulturtage.

In Gegenwart einer großen Zuhörerzahl, darunter viele Ehrengäste, schloß der Chef des Hauptamtes III der Reichsjugendführung, Obergebietsführer Dr. Rainer Schlösser die Kulturtage ab. Er ging in seinen Ausführungen von dem regen kulturellen Leben des Reiches auch in Kriegstagen aus. „Wenn das Schwert regiert, dürfen Geist und Gemüt nicht schweigen.“ Viel spricht in dieser harten Zeit für die Härte des Soldatenkönigs, der die Liebe seines Sohnes zur Muse nicht verstehen kann und nicht verstehen will. Die Argwohn des soldatischen Menschen gegen die Verweichlichung und Zersetzung durch einseitiges Aufgehen in der Kunst ist die verständliche Ursache der negativen Einstellung des Soldatenkönigs zu diesen Dingen. In jedem jungen Deutschen steckt eben, und das macht das Wort von Volk der Dichter und Denker zu einem zweifelhaften Kompliment, etwas von dem Teufel des mißlichen Widerspruchs; der geistigen Rebellion gegen die bedingungslose Durchführung der Pflicht, der Auflehnung der Bequemlichkeit gegen die Fucht von Reih und Glied. Der Bismarckfilm zeigt in der Figur Virchows in aller Deutlichkeit auf, wie weit der Hochmut des Verstandes sich gegenüber dem Dienst an der Waffe überlegen dünkte.

Dr. Schlösser gab dann in großen Zügen ein Bild von der Lebensweise Friedrich des Großen. An einer Reihe von Beispielen zeigte er auf, wie die soldatisch harte Erziehung des Vaters die mißliche Begabung nicht zu unterdrücken verstand und wie aus beiden jene Synthese wurde, die letzten Endes das Geheimnis der völkischen Überlegenheit des Deutschtums ist. Für uns gilt heute, daß wir nach dem Befehl des Soldatischen und des Mißlichen unseren Dienst am Dritten Reich zu erfüllen haben. Wie einst Hunderte von Ländchen den Begriff Deutschland ausmachten, so äußerten in der Vergangenheit auch die verschiedenen Triebkräfte des deutschen Volkes sich in vielfältiger Zersplitterung. Und erst die letzten Ereignisse schaffen auch hier eine Einheit. Wer heute offenen Auges durch die Welt geht, begegnet diesem Typ des Schwertgewillten und geistergebenen hohen Offiziers auf Schritt und Tritt. Die Erziehung der Jugend ist heute dahin gerichtet, sowohl die soldatische Kraft als die mißliche Begabung zu wecken. Das mag nicht leicht sein. Wenn wir Schlachten schlagen, werden wir gewiß nicht dichten wollen, aber wir werden dichten, wenn der Schlachtenlärm für eine Weile verstummt. So haben es die

Kameraden aus den Reihen der Jugend gehalten. Die Zahl der Toten und die Zahl der Siege sprechen beredt aus, wie richtig unser Weg war.

„Wenn wir von Kultur sprechen, dann handelt es sich nicht nur um das Lesen eines Buches oder das Anhören von Musik, schließlich vielleicht noch um einen gemeinsamen Theaterbesuch. Dienst an der Kultur ist geleistet, wenn es gelingt, euch die Augen zu öffnen für die steingewordene geschichtliche Größe eurer Heimat, wie sie in Stralsund in mächtigen Backsteinkirchen aufragt. Ihr müßt spüren, daß um die Giebel der Bürgerhäuser hanfischer Wagemut weht, ihr müßt etwas vom ewigen deutschen Fernweh ahnen, wenn ihr die Schnitzereien eurer Kirchen erlebt. Dann speichert ihr als junge Menschen all das an menschlichem Wert in euch auf, was der Soldatenkönig schon, um den sich diese Ausführungen in erster Linie drehen, den Deutschen dieses Gauces nachrühmt: Die Pommern rasonieren wohl bisweilen, aber wenn mein Nachfolger sagt, es soll sein und ihnen gut zuredet, so wird sich keiner gegen Eure Befehle auflehnen. Die Pommern sind treu wie Gold.“

Der Rasperle ist da!

Bei einer Fahrt durch Pommern kamen wir durch einen kleinen ländlichen Ort. Erkundigten uns nach dem Dienst des Jungvolks. „Dienst?“ Eine erstaunte Frage. „Aber heut ist doch der Rasperle da!“ Und weg war er. - Und dann kamen wir in den kleinen, halbdunklen Saal. Was uns entgegenschlägt ist eine Welle von Jubel, Lachen, Lärm, Stimmengewirr. Die kleine Bühne mit der unvermeidlichen Walddekoration liegt völlig im Dunkeln. Aber davor ein Gerüst, wenige Stangen, Tücher, eine Lampe, sonst nichts. Und auf diese kleine Öffnung von einem knappen Quadratmeter hängen Hunderte von Augenpaaren, glänzende Augen von zeh- bis zwölf-jährigen Jungen und Mädchen. Der Rasperle ist da! Er singt ein kleines plattdeutsches Lied. Alle singen sie mit. So singt er sich durchs Leben. Fürchtet nicht Tod und Teufel, die graufig anzusehen in dem Rahmen erscheinen. Er schlägt sie alle. Womit? Mit seinem Lied, seinem Lachen! Und wenn die Gefahr zu groß wird, dann wird er gewarnt. Von hunderten Jungen und Mädchen. „Rasperle, paß auf!“ - „Der Teufel war da! Er kommt!“ Dann spricht der kleine Kerl mit ihnen wie seinesgleichen. Wenn er dann über alle Gefahren Sieger blieb, wenn alle Gegner geschlagen sind, dann endet ein frohes Lied eine frohe Stunde, und die Jugend eines Dorfes geht lachend heim. So war es hier, so ist es überall, wenn der Ruf die Straße entlang klingt: Der Rasperle ist da!

Da haben sie nun große Theater gebaut. Die letzten technischen Möglichkeiten sind erschöpft, um das Bild des Lebens in der letzten Natürlichkeit der Bühne wiederzugeben. In einer kranken Zeit wurden Revuen erdacht. Hunderte von Menschen auf der Bühne. Masse, Ausstattung, Erfolg um jeden Preis. Und sie waren doch nicht befriedigt. Und dann ist hier nichts anderes wie ein Holzgestell, etwas Tuch, eine Lampe und Puppen, ja Puppen aus Holz. Totes Holz. Und doch ist es lebendig vor Hunderten von Pimpfen. So lebendig, daß nicht dort oben irgendein wesenloses Stück gespielt wird, daß nicht dort irgendein Mensch steht, den man bestenfalls bewundert oder in die Kritik zieht. Nein, dort oben wird ein Stück aus den Herzen dieser Jungen gespielt. Da spielen sie alle mit, jeder im Saal. Plötzlich ist sie wieder da, die Verbindung zwischen Spielern und Erlebenden. Das ist Theater im ursprünglichsten Sinne.

Die HJ. hat es immer für ihre vordringlichste Aufgabe gehalten, die Jugend zum ursprünglichen Erleben am deutschen Theater zu führen. Theaterringe, Besuchergemeinschaften, Theatertage, die die Verbindung zwischen den Schaffenden und der Jugend herstellen, all das ist immer nur auf einen kleinen Kreis abgestellt, wenn man an die Riesenzahl deutscher Jugend in der Gesamtheit denkt. Und so wie diese Jugend zum Theater erzogen ist, so wird die Gemeinschaft deutscher Menschen für das Theater in der Zukunft aussehen.

Bühnen gibt es im weiten Bereich unseres Heimatgauces nur wenige. Das große und tiefe Erlebnis einer Theateraufführung kann nur einem kleinen Kreis von Jungen und Mädchen vermittelt werden. Beim Rasperletheater aber sind die Ansprüche an Räumlichkeiten, Personenzahl, Bühnentechnik und Anschaffung klein. Wo kein festes Haus ist, da tut es im Sommer manchmal sogar eine freie Wiese. Aber wie groß sind im Gegensatz dazu die Möglichkeiten des Spiels und des Ausdrucks. Bis in den kleinsten Ort

dringt dieses Theater. Und die entferntesten Zeltlager irgendwo zwischen vergessenen Dünen haben in schönen Sommertagen ihren Hunderten von Pimpfen dieses Spiel vermittelt.

Dieser kleine Kerl aus Holz und einigen Stofflappen verkörpert eben das, was jeder deutsche Junge im tiefsten Innern empfindet. Er ist der ewig bejahende, immer lachende und siegende Held - und wer möchte das nicht von den Jungen immer sein. Er ist der Behüter alles Guten und Schönen - und welches Mädel würde das nicht im Innern mitempfinden. Wo eben die Kraft nicht reicht, da tut es eine gute Portion Mutterwitz und ein frohes Lachen auch einmal. Wer könnte das nicht besser verstehen als ein Pimpf. Der Erfolg dieses Spiels liegt ganz einfach darin, daß es das noch unkomplizierte Leben des Jungen bis ins letzte erfasst. Was fragt so ein Zwölfjähriger nach Möglichkeiten! Was weiß der davon, ob diese Holzpuppe nun lebt oder nicht. Er nimmt die Tatsache so, wie sie ist und hilft sich mit seiner Phantasie über das Unmögliche hinweg. Darum spricht er mit ihm, darum warnt er ihn, ermuntert ihn und jubelt, wenn er schließlich doch siegt, der ewig junge Rasperle.

Er wird immer zur Jugend gehören, der kleine Kerl mit seinem ganzen Stab. Die HJ. hat das früh erkannt und das alte Spiel in aller Form hinweg von Märkten und Rummeln wieder dorthin geführt, wo es hingehört: in den Mittelpunkt des Lebens der heranwachsenden Jugend. Er wird dort seinen Platz halten. Vielleicht sogar einmal über diese Jugend den Weg freimachen, der von allem Verkrampten und Erfünstelten zurückführt zu dem letzten und tiefen Erleben des Spiels, das Ausdruck des Denkens und Empfindens eines ganzen Volkes ist. Nur so läßt sich jene Einheit zwischen Gebenden und Nehmenden herstellen. Darin ist er lachendes Vorbild, der Rasperle, der Bewegung in das letzte Dorf bringt, wenn der Ruf ertönt: Der Rasperle ist da!

Hans Schult.

Maria Fischer: „Es war einmal - es ist noch“. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1940, 168 Seiten.

Als die große Märchenerzählerin hat sich Maria Fischer in Volkstumsabenden und Feierstunden bei uns in Pommern einen Namen gemacht. Die innige Verbindung mit dem Volk, die Instinktsicherheit beim Werten sowie die wunderbare Gabe schöpferischer Sprachgestaltung nach Form und Gehalt haben diese Künstlerin zu einer Vermittlerin völkischer Kulturwerte werden lassen, die leider allzuoft nur ein Aschenbrödelbafeln im Volksleben unserer Tage führen. Wenn sich die sogenannte „Gesellschaft“ mit einem Mitleidslächeln von den deutschen Volksmärchen abwandte, die eben, wie man zum Ausdruck brachte, nur für Naive, Primitive und kleine Kinder da seien, so führte der Nationalsozialismus zu den alten Volkskräften zurück; er schuf neue Formen und Zeichen, setzte Märchen, Sage und Volkslied wieder in ihre Rechte ein. Hier anknüpfend, blieb Maria Fischer nicht beim Ründen und Vermitteln stehen, sondern schuf als eine wahrhafte Volkserzieherin ein Werk für Mütter und Frauenführerinnen, für Jugendführerinnen und Jugendführer, für unsere Erzieher jeglicher Art ein Werk, das eine vollendete Synthese zwischen Gabe und Aufgabe, Stoff und Weg, Darbietung und Deutung darstellt. Maria Fischer gab uns die Sinnerfüllung eines der bedeutendsten Kulturbereiche, zeigte Märchen und Sage, Lied und Spiel auf als Glieder eines lebendigen Naturmythus unserer Vorfahren. Die Kräfte der Natur, die Rolle des Tiers im Märchen, der Gudrun-sagen- sowie der Sigurdkreis bilden als stoffliche Gliederung eine vollendete Ganzheit, ein selten gutes Werk, zu dem wir freudigen Herzens „Ja!“ sagen und dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. Die Künstlerin hat hier deutlich werden lassen, daß wir Deutsche nicht nur politische Willensträger, sondern auch Kulturträger und Kulturschöpfer sein müssen, wenn wir die ewige Einheit von Volk und Reich gestalten wollen.

Werner Dittschlag.



Reichspommernbund

Versammlungskalender für März 1941

Sonntag,	2. März, 16.00 Uhr:	Landmannschaft der Pommern zu Dresden (Versammlung)	Vereinslokal „Sandlerbräu“, Rg. Johannstr. 11.
Sonntag,	2. März, 16.00 Uhr:	Pommernverein zu Lübeck gegr. 1907 (Versamml.)	Vereinslokal.
Mittwoch,	5. März, 20.00 Uhr:	Landmannschaft der Pommern in Rostock (Versammlung)	Vereinslokal M. & O. Keller.
Sonntag,	9. März, 16.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatischer Kunst und Art, Berlin (Heimatabend).	Friedenauer Ratskeller.
Sonntag,	9. März, 15.00 Uhr:	Landmannschaft der Pommern, Heimatverein Köslin u. Umg. in Berlin (Heimatabend)	Vereinslokal.
Sonntag,	9. März, 17.00 Uhr:	Landmannschaft der Pommern in Potsdam (Zusammenkunft)	Hotel „Obelisk“.
Sonntag,	9. März, 15.00 Uhr:	Landmannschaft der Pommern in Berlin (Sitzung)	„Zum Engelhardt“, An der Jannowitzbrücke.
Sonntag,	9. März,	Verein der Neustettiner zu Berlin (Versammlung)	Vereinslokal Lohesäger, Tegeler Weg 108.
Sonntag,	16. März, 2.30 Uhr:	Landm. d. Pommern von Eberswalde u. Umgegend (Versammlung).	Lokal Mundshof, Schicklerstraße 1, Eing. Bismarckstraße.
Sonntag,	30. März, 15.00 Uhr:	Pommernbund „Südost“ (Sitzung)	Restaurant Veshlow, Dieffenbachstr.

Landmannschaft der Pommern in Berlin. Die Februar-Sitzung galt zwei bekannten pommerschen Dichtern, unserm Mitglied Otto Braunke, der seit 1930 in der Reichshauptstadt lebt und kürzlich seinen 80. Geburtstag beging, und dem Fregattenkapitän a. D., Freikorpsführer und Dichterphilosophen Dr. Bogislav Freiherr von Selchow. Nach Begrüßungsworten und Kurznachrichten aus der Heimat schilderte der Vorsitzende Lic. Walter Schröder den Lebensweg Braunkes, der am 3. Februar 1861 in Schivelbein das Licht der Welt erblickte. Er zeichnete ihn als einen feinsinnigen Lyriker, als Meister der plattdeutschen Sprache und treuen Sohn Pommerns, dessen Werten und Schaffen ausschließlich der plattdeutschen Sprache und pommerschen Heimat gewidmet war. Mit Proben aus dem fünfbandigen Lebenswerk des Dichters, meisterhaft zu Gehör gebracht, schloß der

Vortragende seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen. Anschließend übergab Walter Schröder dem als Ehrenhaft erschienenen, um Heimat und Vaterland hochverdienten Dichterphilosophen Bogislav von Selchow mit herzlichen Worten der Anerkennung und des Dankes im Auftrage des Reichspommernbundes eine Urkunde mit seiner bereits früher erfolgten Ernennung zum Ehrenmitglied. Mit einem markigen Bekenntnis und Gelöbnis dankte Bogislav von Selchow.

Umrahmt wurde die Feierstunde von gemeinsam gesungenen Heimatliedern und musikalischen Darbietungen. Vereinsmitglieder und Gäste blieben nach der eindrucksvoll verlaufenen Feierstunde noch lange in angeregter Unterhaltung beisammen und tauschten alte Erinnerungen aus. - Die nächste Sitzung ist am 9. März.

Pommernbund „Südost“ in Berlin. Es ist erfreulich, festzustellen, daß die auf Sonntag verlegten Sitzungen stärker besucht werden. Unsere Hauptversammlung war ein voller Erfolg. Ldsm. Groß schilderte in einem Jahresbericht den Verlauf des Jahres 1940. Er gedachte aller unserer Mitglieder, die im Westen tapfer ihren Mann standen, und alle heil und gesund bis jetzt zurückgekehrt sind. Dem Kassenwart wurde nach dem Kassenbericht die Entlastung erteilt. Unser Vors. Ldsm. Borchardt ist nach einer schweren Nierenoperation auf dem Wege zur Besserung. Der Vortrag Ldsm. Malitz' über die Aufgabe der Zeitschrift „Das Bollwerk“ für die Pommernvereine fand vollen Beifall. Mit Sieg-Heil auf Führer und Reich schloß die Sitzung.

Landsmannschaft der Pommern, Heimatverein Köslin u. Umg. in Berlin. 5. Stiftungsfest und Heimatabend am 9. 2. 1941. Nach der Eröffnung des Heimatabends, der gleichzeitig das 5. Stiftungsfest des Vereins war, wurde das Protokoll der letzten Zusammenkunft verlesen und anerkannt. Unsere Ldsm. Fr. Biedermann dankte in einem Schreiben allen Landsleuten für die erwiesene Teilnahme am Unglück ihres Mannes. Ldsm. Hornemann gab einen kurzen Bericht über seine Reise nach Köslin und übermittelte gleichzeitig dem Verein von unserem Mitglied Herrn Bürgermeister Krönig aus Köslin die herzlichsten Grüße.

Nach einer kurzen Pause sprach der 1. Vorsitzende, Ldsm. Klein, die Begrüßungsworte, dann gedachte er mit einem dreifachen Sieg-Heil unseres geliebten Führers und des deutschen Volkes.

In der Festrede, die Ldsm. Mieske anschließend hielt, wurde ein Rechenschaftsbericht über das Werden und Wachsen des Vereins abgelegt. Bei Tanz und lustiger Unterhaltung, zu der auch unser Ldsm. Henkel sein Teil mit beitrug, verbrachten wir noch bis an die späten Abendstunden recht vergnügte Stunden.

Anwesend waren über 60 Mitglieder und zahlreiche Gäste des Vereins, so daß unser Vereinslokal beinahe zu klein war. Als neues Mitglied wurde der Ldsm. Erich Schwerdtfeger aus Köslin in unseren Verein aufgenommen.

Verein der Neustettiner zu Berlin. Unsere letzte Zusammenkunft im Vereinslokal Lobesäger, Charlottenburg, Tegeler Weg 108, wurde von dem Vorsitzenden Herrn Ernst Lemke mit einem Lob unserer Heimat eröffnet. Wie sehr unsere Weihnachtspende den Kindern in Damsdorf gefallen, zeigte die Verlesung eines Briefes der zuständigen Kindergärtnerin. Der Abend verlief bei Spiel und Tanz aufs Beste; er wurde mit einem Sieg-Heil auf den Führer beschlossen.

Der Pommernbund zur Förderung heimatischer Kunst und Art, Berlin, hielt am 17. Februar seine Jahreshauptversammlung ab. Der Vorsitzende, Ldsm. Gribel, erstattete den Jahresbericht, der den Mitgliedern demnächst gedruckt zugehen wird. Dem Vorstände und dem Kassenwart wurde Entlastung für das Jahr 1940 erteilt. Aus dem Mitgliederkreise erfolgte die Anregung, den im Felde befindlichen Mitgliedern auf Vereinskosten Feldpostpakete zugehen zu lassen. Der Vorstand wird dieser Anregung Folge geben. Schließlich gab der Vorsitzende die Namen der von ihm für 1941 berufenen Vorstandsmitglieder bekannt.

Hierauf begann der Heimatabend, der zu Ehren des Heimatdichters Otto Graunke aus Anlaß der Vollendung seines 80. Lebensjahres stattfand. Der Jubilar war aus Gesundheitsrücksichten leider nicht erschienen. Ldsm. Walter Schröder berichtete über Leben und Wirken des Dichters und trug ernste und heitere Gedichte von Graunke vor. Ldsm. Görke spielte einige Klavierstücke.

Landsmannschaft der Pommern zu Dresden. Unsere Februar-Versammlung fand am 9., nachmittags 16 Uhr, im Vereinslokal „Sandlerbräu“ statt. Es war diesmal ein besserer Besuch zu verzeichnen. Zu unserer Freude hatte uns Landsmann Dr. Klindt aus Halle a. S., Ehrenvorsitzender der Landsmannschaften Halle und Leipzig und Mitbegründer unserer hiesigen Landsmannschaft, besucht. Die nächste Versammlung findet am 2. März, nachmittags 16 Uhr, statt. Da Ldsm. Dr. Klindt sein Erscheinen wieder in Aussicht gestellt hat, werden alle Mitglieder gebeten, pünktlich zu erscheinen.

Landsm. der Pommern von Eberswalde und Umgegend. Unsere im Januar vorgesehene Generalversammlung mußte des schwachen Besuches wegen ausfallen. Sie fand nun am 23. Februar bei stärkerer

Beteiligung statt. Nach dem Geschäftsbericht unseres Vorsitzenden zählt unser Verein 39 Mitglieder. Das Vereinsvermögen wurde mit 189,66 RM. ausgewiesen. Bei der Vorstandswahl legte Ldsm. Speer sein Amt, mit Rücksicht auf sein Alter, nieder. Er hat unsere Kasse jahrelang vorbildlich verwaltet. Als Nachfolger bestimmte der Vorsitzende Ldsm. Hof. Zweiter Kassierer wurde Ldsm. Skopnick. Die nächste Versammlung ist am Sonntag, dem 16. März, nachmittags 2.30 Uhr, im Lokal Mundtschhof, Schicklerstr., Eingang Bismarckstraße.

Pommern-Verein zu Lübeck gegr. 1907. Am Sonntag, dem 9. Februar 1941, fand im Vereinslokal Schlüter, Beckergrube, unser 34. Stiftungsfest statt. Der Vorsitzende, Ldsm. Broockmann, begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und gab einen Bericht über das Vereinsleben in den vergangenen Jahren bekannt. Nach der Begrüßungsansprache wurde das Heimatlied: „Blau und weiß sind unsere Farben“, gesungen. Der Festausschuß hatte für reichliche Unterhaltung, wie Vorträge am Klavier, humoristische Vorträge usw., gesorgt. Hierauf fand ein gemeinsames Essen statt, für unsere Damen und Kinder wurde noch außerdem Kaffee und Kuchen serviert. Nach dem Essen fand eine Verlosung statt. Der Vorsitzende dankte allen Landsleuten, die zu dem guten Gelingen dieses Festes mit beigetragen hatten, herzlichst. Neu aufgenommen in den Verein wurden fünf Landsleute. Die nächste Versammlung findet am Sonntag, dem 2. März 1941, nachmittags 16 Uhr, im Vereinslokal statt. Mit einem kräftigen „Pommern-Heil“ fand dieses gut gelungene Fest seinen Abschluß.

Pommernbund Naumburg (Saale). Zur Feier unseres 19. Stiftungsfestes hatten wir uns am Sonntag, dem 16. Februar, im Eisernen Wenzel, und zwar wegen der Kriegsverhältnisse schon nachmittags fast vollzählig zusammengefunden. Auch einige Gäste und ein neues Mitgliedspar konnten wir begrüßen. Von einer Einladung der Nachbarn hatten wir schon wegen der Verkehrsschwierigkeiten abgesehen. Es herrschte eine sehr freundliche Stimmung, die noch durch eine Verlosung gesteigert wurde, zu der von den Mitgliedern dankenswerterweise viele Gaben gestiftet worden waren. Eine kurze Ansprache schloß mit der Führerehrung. Unseres lieben Reichspommernführers, Lic. Schröder, gedachten wir durch eine Grußkarte. Ein der Kriegszeit entsprechendes einfaches Abendessen und das Singen unseres alten Heimatliedes sowie fröhliches Geplauder ließen die uns zur Verfügung stehende Abendzeit nur zu schnell entfließen. Unser 20. Stiftungsfest hoffen wir in Frieden und mit unseren Nachbarn zu begehen. Aber den Zeitpunkt der nächsten Versammlung werden die Mitglieder noch benachrichtigt.

Landsmannschaft der Pommern, Potsdam. P o m m e r n a b e n d. Am 9. Februar 1941 waren zahlreiche Mitglieder und Gäste unserem Ruf gefolgt, und die fehlten, haben viel versäumt, denn der Redner Pg. Boß verstand es, alle in seinen Bann zu ziehen. Fesseln und aufschlussreich legte der Redner sein Thema: „Sieg und Aufbau im Osten“ den Hörern klar und greifbar nahe. Begeisterter Beifall dankte dem Redner.

Ebenfalls erschienen war der Kreisverbandsleiter vom Bund deutscher Osten, Pg. Griesner. Er sprach von gemeinsamer Arbeit des BdO. und der Landsmannschaft der Pommern und drückte seine Freude aus, unter uns weilen zu dürfen.

Landsmann S i k l e r dankte und gab die Versicherung, daß auch von Seiten der Landsmannschaft alles dafür getan würde. Nach dem Führergruß und den Hymnen begann der gelöste Teil. Veranstalter und alle Gäste waren des Lobes voll über den gnußreichen Abend. Zahlreiche Neuaufnahmen von Pommern waren zu verzeichnen. Leider hatte der Bundesführer abgesagt, was allgemein bedauert wurde.

Landsmannschaft der Pommern in Rostock. Wieder liegt ein an Heimatarbeit reiches Jahr hinter uns. Auch im Kriege haben wir den Heimatgedanken wachgehalten und gepflegt. Erwähnen möchte ich nur einen Heimatabend vom November vorigen Jahres, der unter dem Motto stand: „Hier ward hüt blot plattdütsch snaakt.“ An diesem Abend war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt.

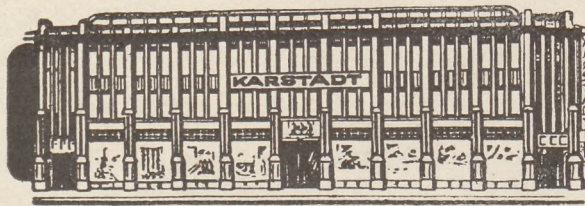
Landsmann Fuß wies in seiner Ansprache ganz besonders auf die Bedeutung der plattdeutschen Sprache hin und erzählte Erlebnisse aus seiner Heimat. Den Hauptteil des Abends bestritt Direktor

Durstler, der ein großer Freund der plattdeutschen Sprache ist. Er trug aus plattdeutschen Werken ernster und heiterer Art vor und erntete reichen Beifall. Für den übrigen Teil der Unterhaltung sorgte Landsmann Wilhelm Kasten mit seiner Musikkapelle. So haben wir noch verschiedene schöne und genussreiche Heimatabende veranstaltet.

Unsere Jahreshauptversammlung war sehr gut besucht. Der von

dem Geschäftsführer erstattete umfangreiche Jahresbericht zeigte, daß im abgelaufenen Jahre echte Heimatarbeit geleistet wurde. Der Vorstand wurde in seiner bisherigen Zusammensetzung für ein weiteres Jahr bestätigt.

Für das laufende Jahr wurden wieder einige größere Heimatabende in Aussicht genommen.



Die Einkaufsstätte
für Stadt und Land

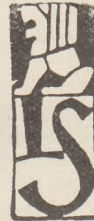
KARSTADT
Stettin

HERMANN **SARAN** STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastrasse 52: Qualitätsdrucksachen, Buchdruck, Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen, Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handlungsbände

Seit 1882 / 100 Mitarbeiter



Hermann Klase
Schill

Band 3 der Reihe:

Pommern im Wandel der Zeiten

Herausgeber: Adolf Diestelkamp

Mit 17 Abbildungen und 1 Plan

Preis: Kartoniert 2,15 RM.

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin

Mönchenstraße 12/13

— Zu haben in jeder Buchhandlung! —

Gute Möbel

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

preiswert

Breite Straße 15

STETTIN

Telefon 31711

f. HESSENLAND / GRÄPHISCHER GROSSBETRIEB

FERNRUUF 30340

BUCHDRUCK  OFFSETDRUCK

ROTATIONSDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

FERNRUUF 36620

f. HESSENLAND / GRÄPHISCHER GROSSBETRIEB

Hauptgeschäftsführer: Günz Wolf, Neuenkirchen bei Stettin; Fernruf Stöven 18. Stellvertreter: Johannes Diebenow, Stettin, Landeshaus, Fernruf 25611. Alle Zuschriften an: Schriftleitung „Das Bollwerk“, Neuenkirchen bei Stettin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Walter Gröner, Stettin. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 25891. — Preisliste Nr. 11.

Versicherungsschutz
jederzeit



Pommerische
Provinzial-Lebensversicherungsanstalt
Feuersozietät

Körperschaften des öffentlichen Rechts • Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung

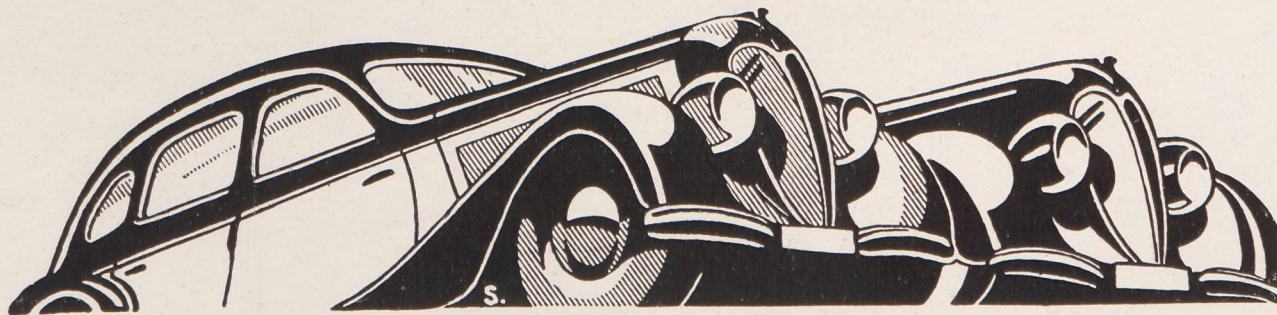
Stettin · Pöliker Straße 1 · Telefon 25 441

STOEWER

Personenkraftwagen höchster Leistung und Wirtschaftlichkeit

„**SEDINA**“ 2,4 Ltr., 60 PS - „**ARKONA**“ 3,6 Ltr., 90 PS

Motorspritzen - Spezialgeländewagen



STOEWER-WERKE • AKTIENGESELLSCHAFT • VORM. GEBRÜDER STOEWER • STETTIN

670 000 Pferdeküfte

erzeugen Tag und Nacht

ELEKTRIZITÄT

in unserem Stromversorgungsgebiet, den 3 Gauen:

Mack Brandenburg,

Pommern,

Mecklenburg

Unsere Tarife gehören zu den
niedrigsten in Deutschland.

Sie begünstigen die praktische
Anwendung des elektrischen
Stromes zu allen Zwecken
in
Landwirtschaft

Handwerk

Haushalt

MEW

MÄRKISCHES ELEKTRIZITÄTSWERK AKTIENGESELLSCHAFT

(LANDESVERSORGUNG VON BRANDENBURG, POMMERN UND MECKLENBURG)

HAUPT-BETRIEBSDIREKTION POMMERN